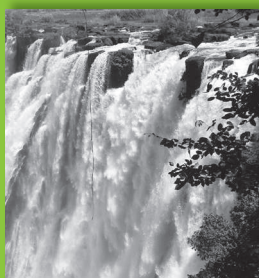


zwei-
sprachige
Ausgabe

Adventure Zambia

*bewegend, bezaubernd, beunruhigend
touching, enchanting, disturbing*

Karin Moder





Karin Moder

<https://adventurezambia.wordpress.com>

*Für alle, die bereit sind, eine andere Welt kennen zu lernen
und sich auf unterschiedliche Weise berühren zu lassen.*

*To everyone who is willing to find out about new places
and be touched in different ways.*

Das Buch

10 zweisprachige Geschichten – Porträts, Beschreibungen, Berichte – über Sambia, das wegen seiner Embryo-Form auf der Landkarte leicht zu erkennen ist. Es ist ein wenig bekanntes Urlaubsland trotz seines großen Potenzials, riesiger Nationalparks und der sagenhaften Victoria Falls im Südwesten an der Grenze zu Simbabwe. Ein guter Ausgangspunkt, um benachbarte Länder im südlichen Afrika kennenzulernen.

Die Geschichten zeigen die starken Kontraste von arm und reich, von Tradition und Moderne, von schwarz und weiß. Sie zeigen ein Land, das gerade so den Sprung in den Club der Länder mit mittlerem Einkommen geschafft hat und dessen politische Führung nach der jüngsten Präsidentschaftswahl vor großen Herausforderungen steht – das Erreichte zu bewahren und die weiterhin große Armut zu verringern.

Die Autorin

Für Karin Moder war das Lesenlernen in der Schule eine Offenbarung, und viele Bücher haben seither ihr Leben begleitet. In den 90er Jahren – neben Studium und Beruf – hat sie als freie Mitarbeiterin für Zeitungen wie die „Frankfurter Rundschau“ gearbeitet und insbesondere über Arbeitsmarkt-Themen geschrieben.

2006 ging ihr beruflicher Weg in Richtung Erwachsenen-Bildung und Beratung, wobei sie auch in intensiven Kontakt mit Angehörigen sozialer Randgruppen kam. Seit 2006 ist sie auch als Bloggerin aktiv, aktuell mit „Neue Schritte“ und „highlight story“. Mit „Adventure Zambia“ möchte sie Hintergründe aufzeigen und gleichzeitig Menschen und Situationen plastisch beschreiben.

The Book

10 bilingual stories – portraits, descriptions and reports – about Zambia, a country which is easy to spot on a map of Africa because of its embryo like shape. Little known as a holiday destination in spite of its huge potential, vast national parks and the fabulous Victoria Falls in the south-west of the country close to bordering Zimbabwe. It is indeed a useful gateway to familiarize with neighbouring countries of Southern Africa.

The stories reveal the sharp contrast between rich and poor, between tradition and trendiness, between black and white. They feature a country which has only just managed to leap into the club of countries with middle income and whose policy-makers are faced with tremendous challenges after the latest presidential election – to preserve the achievements and reduce the remaining rather substantial poverty.

The Author

For Karin Moder learning to read at school has been a major experience in childhood, and a large number of books have escorted her through life ever since. In the 1990s – besides university and work – the Economics degree holder has written for newspapers such as the „Frankfurter Rundschau“, focusing especially on labour-market topics.

In 2006 her career moved forward towards adult education, counselling and facilitation bringing her into close contact with members of fringe groups. Starting in 2006 she has also been an active blogger, currently contributing to “Neue Schritte” and “highlight story“. Through „Adventure Zambia“ she wishes to provide background information and simultaneously picture people and narrate real life episodes.

Adventure Zambia

*bewegend, bezaubernd, beunruhigend
touching, enchanting, disturbing*

Karin Moder

Inhaltsverzeichnis / Table of Contents

Woher wir uns kennen	11
How we got to know each other	15
1 The real Africa	18
The real Africa (English)	21
2 Erlebnis Kirche in Choma	24
Adventure Church in Choma	27
3 Baby shower	31
Baby shower (English)	34
4 Zimbi	37
Zimbi (English)	40
5 Der Clan	44
The Clan	48
6 Nshima – mehr als ein Maisbrei	53
Nshima – more than just food	55
7 Shopping als Entwicklungsmerkmal	57
Shopping as a characteristic of development	62
8 Verkehr ohne Ende	66
Endless Traffic	69
9 Mzungu	72
Mzungu (English)	76
10 Adoptiert von Waisenkindern	81
Adopted by orphans	85
Nachwort / Postscript	89

© 2015 Karin Moder

Selbstverlag

<https://adventurezambia.wordpress.com>

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der Übersetzung, des Vortrags, der Radio- und Fernsehsendung, der Verfilmung sowie jeder Art der fotomechanischen Wiedergabe, der Telefonübertragung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und Verwendung in Computerprogrammen, auch auszugsweise, sind vorbehalten!

Fotos Cover: Oliver Danner, Dorothea Behnke

Fotos Innenteil: Karin Moder

Umschlaggestaltung: Dorothea Behnke, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o.

ISBN: 978-3-00-049321-8

Dieser Titel ist auch als eBook erhältlich.

Woher wir uns kennen

Sambia und ich – wir kennen uns nun gut 10 Jahre lang. Anfang 2004 kam ich aufgrund von engen persönlichen Kontakten erstmalig in dieses schöne, anstrengende Land und kehrte im Oktober gleich wieder zurück. Kurz nach dem darauf folgenden Jahreswechsel bekam ich die Chance, Land und Leute in einem zweimonatigen Projekt mit der „gtz“ näher kennen zu lernen und mit Gewerbetreibenden und Angehörigen der Verwaltung zusammen zu arbeiten. Ich lebte in einer Kleinstadt in der Provinz und bekam dort mehr vom Leben der einfachen Menschen mit, als mir das in der Hauptstadt Lusaka möglich gewesen wäre.

Schließlich kam ich Anfang 2006 erneut zu einem privaten Besuch nach Sambia und konnte auch eine Stippvisite in Zimbabwe machen. Doch da mein damaliger Freund und ich von da an unterschiedliche Wege gingen, endete für mich das Kapitel Sambia – mit Ausnahme von sehr gelegentlichen E-Mail-Kontakten. Die Geschicke meiner Familie zu unterstützen, stand in den Folgejahren im Vordergrund meines Interesses.

Knappe acht Jahre später keimte in mir die Idee, meinem älteren Neffen, einem Studenten der Sozialen Arbeit, „mein“ Sambia zu zeigen, in dem ich Jahre zuvor viele tiefgehende Erfahrungen gemacht und im Vergleich zu Deutschland ganz andere Lebensweisen kennen gelernt hatte. Glücklicherweise ließen sich einige alte Kontakte ganz unkompliziert neu beleben, und so nahm unsere Reiseplanung bald Konturen an.

Schon im Vorfeld betonten zwei meiner Ansprechpartner, ich würde überrascht sein, wie sehr Sambia sich verändert hätte, gerade auch der Verkehr in der Hauptstadt. Es fiel mir schwer, an dieser Stelle nicht von überschwänglichen Übertreibungen auszugehen. Doch schon am Tag unserer Ankunft, merkte ich am Flughafen, dass Altbekanntes und Neues ganz nahe beieinander lagen, so wie die mir vertrauten altmodischen, aber gut gepflegten Toiletten am Rande der Ankunftshalle und die Scanner in den Passkontrollstationen, die eingeführt wurden, um von jeder neu eingereisten Person sämtliche Fingerabdrücke digital zu erfassen.

Im Laufe der folgenden zwei Wochen erlebte ich wiederholt, dass Sambia immer noch Sambia ist und gewisse Rituale und Traditionen weiter dieselbe Bedeutung haben. Doch ich habe auch die praktischen Auswirkungen des 10 Jahre andauernden Wirtschaftswachstums mitbekommen, das Sambia etwas Abstand zu den ärmsten der armen Länder und den Zugang in den Club der Länder mit mittlerem Einkommen verschafft hat – wenn auch im unteren Bereich.

Bauboom, gigantische Verkehrsprobleme in der Hauptstadt, rasante Verbreitung von Shopping-Malls, WhatsApp-Begeisterung und so weiter prägen das neue Sambia. Durch meinen jüngsten Besuch im Dezember 2014 wurde mein Bewusstsein für die wachstumsgetriebene Seite in Sambia noch geschärft, da ich diesmal kaum in touristische oder ländliche Gegenden mit traditioneller Lebensweise kam.



Mit dem vorliegenden Geschichten-Band möchte ich eine Brücke schlagen zwischen dem alten und dem neuen Sambia, möchte ich Menschen, ihre Rituale und unterschiedlichen Lebensbereiche beschreiben. Im Gegensatz zu der kurzen Sammlung an Texten, die ich Ende 2005 erstellt hatte, finden sich in der neuen Sammlung nicht nur Geschichten, die von Gepflogenheiten berichten, die wir Europäer aus einer hoch technisierten und wenig religiösen Gesellschaft kaum kennen. Tatsächlich lässt sich in den Beschreibungen auch einiges von dem wieder finden, was wir oftmals gerne hinter uns lassen wollen, wenn wir Europa verlassen und eine Reise nach Schwarzafrika unternehmen.

Die Sammlung speist sich somit aus älteren Texten, sofern sie ihre Relevanz beibehalten haben, sowie aus zu Beginn des Jahres 2015 neu verfassten Texten. Abgesehen von den Erlebnissen auf den vergangenen zwei Reisen und den dort geführten Gesprächen ist auch viel an Hintergrundrecherche in das Schreiben der Geschichten eingeflossen. Vor allem das persönliche Erleben des Präsidentschaftswahlkampfes Ende 2014, der für meinen Geschmack mehr als nur hitzig geführt wurde, hat mich herausgefordert, mir Informationen zu beschaffen, um Geschehnisse in ihren Zusammenhänge zu sehen und möglichst zu verstehen.

Frankfurt am Main, Januar 2015

*Stories clarify
what happened
and draw pictures for others.*

How we got to know each other

Zambia and me – we have known each other for about 10 years now. Early in 2004 I travelled to this beautiful and demanding country for the first time because of close personal contacts, and in October I went straight back there. Shortly after the upcoming turn of the year I was given the chance to learn more about the country and its people and work together with business people and local government representatives in a two-months-project with “gtz”. I lived in a small town in the countryside and realized more about ordinary people’s life than I would have been able to in the capital Lusaka.

And finally I came to Zambia again for a private visit early in 2006 which also included a flying visit to Zimbabwe. With my then companion and me however starting to go different ways, the chapter Zambia came to an end – except from very occasional e-mail-contacts. To be a supportive force in my family became the focus of my interest in the following years.

Almost eight years later the idea grew in me to reveal my “Zambia” to my older nephew, a social work student, the “Zambia” where I had made profound experiences some years ago and compared to Germany had come to know quite different ways of life. Luckily some of the old contacts could be revived quite easily and our travel plans soon started to take shape.

Already in preliminary stages two of my contacts pointed out that I would be surprised to see how much Zambia had changed, especially concerning the traffic in the capital. At that point I found it hard not to assume exuberant exaggerations.

Yet as early as on the day of our arrival I noticed at the airport that well-known and new things were rather close together, such as the familiar old-fashioned toilets on one side of the arrivals hall and on the other side the scanners in the passport checkpoints, which had been introduced to create a digital register of all fingerprints for every newly arrived person.

In the course of the following two weeks I repeatedly learnt that Zambia still is Zambia and that certain rituals and traditions still have the same meaning. Yet, I also witnessed the practical consequences of the 10 years of continuing growth, which secured Zambia some distance to the poorest of the poor countries and at the same time access to the countries with middle income – albeit in the lower range.

Construction boom, tremendous traffic problems in the capital, rapid spread of shopping malls, WhatsApp buzz and so on do shape the new Zambia. Due to my last visit in December 2014 I became even more aware of the growth-driven aspects of Zambia, because this time I hardly got to the touristy or rural areas with their traditional ways of living.

With this present story collection I'd like to build a bridge between the old and the new Zambia, describing people, their rituals and different areas of life. As opposed to the short collection of writings which I composed in 2005, one doesn't exclusively find stories in this new collection which talk about practices and habits hardly known to us Europeans living in a highly technical and hardly religious society.

In the descriptions one can actually find a great deal of what we often would like to leave behind, when we leave Europe and embark on a journey to sub-Saharan Africa.

The collection hence feeds from older writings, provided that they are still relevant, and from stories, which were conceived early in 2015. Apart from my experience during the last two journeys and the conversations which I have conducted there, considerable research on the internet also had its influence on the writing of the stories. Above all, my personal experience of the presidential election campaign at the end of 2014, which had been fought in more than just a heated fashion in my opinion, has challenged me to source information in order to perceive certain events in their context and be able to understand them in the best possible way.

Frankfurt am Main, january 2015

*Bewegend, bezaubernd, beunruhigend.
Bei den ersten Aufenthalten wirkte Sambia
wie eine ganz andere Welt auf mich.*

The real Africa

Es ist alles anders als hier, und erst recht außerhalb der Hauptstadt Lusaka. Das Land ist weit, sehr weit. Es hat keinen Anfang und kein Ende. Die alles prägende Savanne bietet dem Auge zwar Büsche, Sträucher und auch Bäume, doch keinesfalls in der Dichte mitteleuropäischen Waldes. Was mir vor allem im Gedächtnis haften geblieben ist, ist die Erde, die meist trocken und staubig war, aber dennoch intensiv in ihrer leicht rötlichen Sandfarbe. Land und Erde sind hier keine Nebenerscheinungen, sie machen ganz einfach das Leben aus.

Frankfurt ist – verglichen mit Lusaka – ein kleines Örtchen. Frankfurt hat laut Statistik gut 650.000 Einwohner, entfernt liegende Eingemeindungen wie gar die Stadt Höchst inklusive. Lusaka dagegen hat sicherlich zwei Millionen Einwohner. Ganz genau weiß das keiner, aber das ist auch nicht so entscheidend. Wichtig ist der Gesamteindruck der Stadt. Mir fällt es bis heute schwer, mir all diese Millionen vorzustellen, denn Lusaka ist auch nicht annähernd so verdichtet wie eine europäische Großstadt. Die Gebäude hier sind flach, mehrstöckige Wohnhäuser sind bislang die absolute Ausnahme. Die wenigen Hochhäuser sind Prestigebauten wie dem Hauptquartier der Vereinten Nationen, der Nationalbank oder dem nationalen Fernsehsender ZNBC vorbehalten. Natürlich sind auch die internationalen Hotelketten wie „Holiday Inn“ oder „Intercontinental“ mit gepflegten mehrstöckigen Bauten vertreten, doch sie fallen angesichts der

großzügigen Flächigkeit der Stadt kaum ins Gewicht.

Großzügige Flächigkeit – ja, das genießen sicherlich alle Reichen in Lusaka und auch die sogenannten Expatriates, die hier für Hilfsorganisationen, Botschaften oder andere westliche Institutionen arbeiten. Ihre Wohnhäuser und Bungalows stehen meist auf großen Grundstücken, die Mauer darum herum mit einem Security Guard ist allerdings die Kehrseite des Wohlstandes.

Eng, für unsere Verhältnisse unglaublich eng, geht es allerdings in den sogenannten Compounds, den Hüttenkonglomeraten, zu, wo ein 10-qm-Raum gut und gerne 6 Personen als Schlafstatt dient. Die Compounds sind überall, letztendlich bestimmen sie das Bild der Stadt, denn knapp 80% der Bevölkerung Sambias lebt unterhalb der Armutsgrenze und damit in Wohnverhältnissen ohne fließendes Wasser und Stromversorgung – seien dies nun Hüttendörfer im „Busch“ oder Compounds in den Städten.



Tatsächlich zählt Sambia – wie immer auch diese Listung zustande kommt – zu den sieben ärmsten Ländern der Welt.

Ich bin erschrocken, als ich zum ersten Mal von diesem traurigen Spitzenreiter-Platz erfahren habe. Man bedenke, wie viele Länder es auf dieser Erde gibt, Ministaaten und Zwergrepubliken eingeschlossen! Und in diesem Konzert zählt Sambia, dieses wunderschöne Land mit ausgesprochen friedlichen Menschen, zu den absoluten Verlierer-Staaten, was materiellen Wohlstand und Entwicklung anbetrifft!

Und dennoch, Statistik sagt zwar einiges, aber es bleibt Raum zwischen den Zeilen. Auch wenn die Compounds allgegenwärtig sind, habe ich sie selten als so bedrückend empfunden, wie zum Beispiel den Anblick von Obdachlosen im Frankfurter Bahnhofsviertel. Was macht den Unterschied, bin ich ganz einfach eine Meisterin im Verdrängen von Elend?

Auch wenn es seltsam klingen mag, ich glaube die Sonne macht einen Unterschied. Wenn so gut wie jeden Tag die Sonne scheint, und das mit so großer Intensität, dass Weißhäutige gut beraten sind, ihre Kopfhaut zu schützen, hat vieles, was erbärmlich genannt werden könnte, noch einen gewissen Glanz. Und natürlich machen die Menschen einen Unterschied. Ich habe viele Menschen getroffen, die sich trotz widriger Umstände und wiederholter Schicksalsschläge von Vertrauen ins Leben und vielleicht auch in ihren Schöpfer tragen lassen. Ich habe auch Unzufriedene getroffen und Leute, die passiv auf den Geldregen von den Hilfsorganisationen der Weißen warten. Das ist nicht zu leugnen und angesichts der Lebensbedingungen und der Geschichte des Kontinents auch nachvollziehbar.

Und schließlich habe ich – gerade bei den Kindern im Compound – viel Fröhlichkeit mitbekommen. Ich war mir nicht ganz sicher, ob ihr Baden in den Riesenpfützen nach dem Regenguss gesund sein kann, höchstwahrscheinlich nicht! Aber fröhlich waren sie!

Frankfurt am Main, Juni 2005

*Touching, enchanting, disturbing.
During my first visits Zambia appeared to me
like a totally different world.*

The real Africa

Everything is different here, especially outside the capital Lusaka. The land is vast, incredibly vast. There is no beginning and no end. The overall domineering Savannah does offer bushes, shrubs and even trees to the traveller's eyes, however nothing like the density of central-European forests. What especially stuck in my mind, was the soil which is mostly dry and dusty, yet intense with its reddish sand colour. Here, land and soil are not simply marginal by-products, they really are at the centre of life.

It is probably easier here for me to connect with Earth and feel my roots than it is in Germany and especially at home in Frankfurt.

Frankfurt – compared to Lusaka – is just a tiny village. Statistically, Frankfurt has around 650,000 inhabitants including suburbs as far and remote as the town of Hoechst. However, Lusaka most likely has 2 million inhabitants. Not that anyone

would know for sure, and it doesn't matter anyway. What matters, is the overall impression the city gives. It has always been really hard for me to imagine all those people, because Lusaka isn't nearly as densely populated as a European city. Here, the buildings tend to be flat, multi-storey residential houses have remained an exception to date.

The few existing high-rise buildings are reserved for the likes of the United Nations headquarters, the Zambia National Bank or the national broadcasting channel ZNBC. Of course the international hotel chains such as "Holiday Inn" or "Intercontinental" also have established their Lusaka bases in prestigious multi-storey buildings, yet they don't account for much considering the generous spaciousness of the city.

Generous spaciousness, that is something which certainly all rich people enjoy in Lusaka, and the so-called expats, too, who came here to work for charities, embassies or other Western organizations. Their residential houses and bungalows are built mostly on big properties. The walls around and the security guards however make up the other side of the coin.

Tight – and for our standards extremely cramped – living conditions will however be found in the so-called compounds, the shanty areas, where a 10 m² room will easily provide shelter for up to six people. The compounds are all over the city, they ultimately determine the picture of the city. According to latest estimates, roughly 75% of Zambia's inhabitants live in extreme poverty without running water and electricity supply – either in small villages in the bush or in the city compounds.

Zambia is actually ranked among the poorest countries in the world – no matter how this ranking is brought about. I was appalled when I first heard about this sad top position.

Just think of how many countries there are on this Earth, including all the mini-states. And on this list, Zambia, this beautiful country of outstandingly peaceful people, is cornered on the bottom ranks concerning material wealth and development. Mind you, statistics do have their place, yet they leave room to ponder on what is important between the lines. The compounds may be omnipresent, still I've never found them as depressing as the sight of homeless people outside Frankfurt Central Railway Station. What makes the difference or am I just a master in repressing sights of misery?

Oddly enough I feel that the sun does make a difference. When it shines almost all day, endowed with such an intensity that white people are well advised to protect their scalps, a lot of what could be called misery, still has a certain shining.

And of course people do make a difference. I have met many people who in spite of adverse circumstances and repeated strokes of fate let themselves be carried by their faith in life and possibly in their creator. I have also met discontented people who passively waited for monetary funds given out by the white people's aid organizations. One cannot deny this and due to the living conditions and the history of the continent it is quite understandable.

And finally I was able to meet a lot of cheerfulness especially among the kids in the compounds. I'm not quite sure if their enjoying themselves in the huge puddles after heavy rain-falls would further their health, probably it didn't. Mind you, they seemed happy.

Frankfurt am Main, June 2005

*Eine Kleinstadt vor 10 Jahren,
Gottesdienst in der Kirche - damals wie heute
mit Inbrunst gefeiert.*

Erlebnis Kirche in Choma

Choma ist eine der Kleinstädte in der Südprovinz, etwa drei Stunden entfernt von Lusaka. Es gibt hier einen Sports Club, zu dessen Besuchern insbesondere weiße Farmer und Mitarbeiter westlicher Hilfsorganisationen zählen, ein Freilicht-Museum und Straßen mit Bürgersteig. Das ist schon etwas – für sambische Verhältnisse.

Und dennoch war ich anfangs etwas mäkelig. Diese eine Hauptstraße mit der schmalen Angebotspalette und dem Staub auf den ausgelegten Produkten, vor allen in indischen Läden! Auf mich machten diese Geschäfte einen frustrierenden Eindruck, weit, weit entfernt von der Warenvelfalt westlicher Supermärkte und Läden. Abgeschabte Ladeneinrichtungen ohne malerische Patina, wie ein billiger und trauriger Abklatsch des westlichen Vorbildes.

Doch der Großteil des Handels spielt sich ohnehin anderswo ab. Auf der Straße oder auf dem Markt. In einem Land, wo knapp 80% der Bevölkerung unter der Armutsgrenze leben, kommt dem Gang in den Supermarkt oder den Gemischtwarenladen ohnehin nicht die bei uns übliche Bedeutung zu.

Markttag ist heute und an jedem Tag, sogar sonntags werden die Waren feil geboten, ob es nun Gemüse, Nüsse, Second-Hand-Kleidung oder Plastikwaren 'made in china' sind. Die Marktstände finden sich in Sichtweite der Hauptstraße.

Eng an eng stehen sie da, ein paar zusammengeagelte krumme Holzstangen bilden die Gerüste, obenauf schützen Plastikplanen oder selten auch Wellblech vor den in der Regenzeit heftigen Regengüssen.

In Choma habe ich meine ersten intensiven Erfahrungen mit dem Leben der einfachen Sambier und ihren Gebräuchen gemacht. Mein Glück war, dass ich Unterkunft bei meinem Kollegen Roland, einem agilen, blitzgescheiten Schwaben fand, der nach seinen etwa drei Jahren Aufenthalt in Sambia mehr über dieses Land zu erzählen hat als andere Weiße nach einem halben Leben im schwarzen Kontinent.

Rolands Ehrgeiz war es, mir in kurzer Zeit, bevor ich selbst übergangsweise ein eigenes Häuschen beziehen würde, einen bunten Eindruck von der sambischen Basis zu vermitteln. Und so nahm er mich am ersten Sonntag meines Aufenthalts gleich mit in die Kirche. Den Namen dieser Freikirche habe ich vergessen. Ich hatte ihn zuvor noch nie gehört, was aber nicht weiter verwunderlich ist, denn die Vielfalt christlicher Kirchen in Sambia ist groß. Über die Wurzeln dieses von Missionaren erbauten Gotteshauses habe ich mir im weiteren keine großen Gedanken gemacht, denn der Gottesdienst an sich war spannend genug.

Verglichen mit den großräumigen mitteleuropäischen Gotteshäusern, die allerdings allzu oft dünn besucht sind, wirkte „unsere“ Kirche fast wie ein Puppenhaus. Innen drinnen war allerdings Leben in Fülle, die Bankreihen trotz des morgendlichen Regengusses und der damit aufgeweichten Straßen gut gefüllt. Frauen, Babies, Kinder, Männer, alt wie jung. Nicht alle von ihnen sahen gesund aus, aber von Begeisterung für die gottesdienstliche Gemeinschaft schienen alle ergriffen zu sein.

Dieser Gottesdienst war alles andere als statisch. Immer wieder kamen gemischte Gruppen gewissermaßen als Chor nach vorne. Sie beließen es nicht beim Singen, sondern gaben dem Rhythmus ihrer Lieder durch temperamentvolles Klatschen, wiegende Bewegungen und kleine Tänze Ausdruck. Keine Frage, das war Kirche, die Spaß macht, Kirche voller Leben.

Gäste sind gerne gesehen, allerdings eingebettet in die Etikette der Gemeinschaft. Gäste tauchen also nicht einfach anonym im Gottesdienst auf, sondern werden von einem Mitglied der Kirche eingeführt. Diese Person erklärt kurz, wen sie da mitgebracht hat. In dem Moment heißt es aufstehen und die neugierig-interessierten Augen der Kirchengemeinde auf sich ruhen lassen. Am Ende schließt herzlicher Beifall für alle Gäste zusammen das Ritual ab.

Eine weitere Möglichkeit zum direkten Kontakt mit allen Kirchgängern ist die Auszugszeremonie aus der Kirche. Es geht darum, dass jeder, der die Kirche verlässt, den bereits draußen in einer Kette stehenden Gläubigen die Hand schüttelt und sich schließlich selbst am Ende der Kette einreihet. Je mehr Kirchgänger das Gebäude verlassen haben, umso länger wird die Schlange und irgendwann hat wirklich jeder jedem die Hand geschüttelt. Nicht zuletzt die Kinder mit ihrer impulsiven, ungekünstelten Art machen das Händeschütteln zu einem herzerwärmenden Erlebnis.

An einem durchschnittlichen Sonntag ohne Regenmorast beherbergt die Kirche, wie ich höre, rund 200 Gläubige. Mir fehlt die Phantasie, mir vorzustellen, wie diese Gläubigenschar in so einer kleinen Kirche, die in Deutschland gerade einmal einer Seitenkapelle entsprechen würde, Platz findet.

Und fest steht auch, dass das Händeschütteln nach dem Gottesdienst normalerweise spielend eine halbe Stunde dauern kann. Alles dauert hier länger als zu Hause und es macht Spaß.

Frankfurt am Main, Juni 2005

*A market town ten years ago,
mass in church – once and now
fervently celebrated.*

Adventure Church in Choma

Choma is a market town in the Southern Province, about 3 hours away from Lusaka. Here one can find a sports club, mostly frequented by white farmers and employees of Western aid organizations, an outdoor museum and streets with pavements. This is quite something - for Zambian standards.

Still, initially I was rather critical. Imagine the one main road with the small range of articles and the dust on the displayed products, especially in Indian shops! To me these shops made a frustrating appearance, very much in contrast to the variety of goods in Western super markets and shops. Outworn shop furniture without picturesque patina, like a tacky and sad copy of its Western role model.

But anyway, the majority of trade takes place elsewhere. In the streets or at the market. In a country where roughly 80% of the inhabitants live below the breadline, going to a super

market or mom-and-pop grocery store doesn't have the meaning we would give it. Market day is today and every-day, even on Sundays the goods are offered for sale, be it vegetables, nuts, second-hand clothes or plastic products "made in china". The market stalls are placed in viewing distance to the main road. Very close to each other they stand. A few bent wooden bars hammered together make up the framework. Protection against the heavy showers in the rainy season is provided by plastic covers or occasionally by corrugated sheets.

It was in Choma where I first intensely experienced the ordinary Zambians' life and their customs. Luckily I had found accommodation at my colleague Roland's house. He is a very bright Swabian who after three years of living in Zambia has more to tell about this country than other white people who'd already been living on the black continent for half of their life-time.

Roland was ambitious to provide me, just in a short period of time, with a colourful picture of the Zambian people, before I would move to my own temporary home. Thus he took me along to church right on my first Sunday. Actually, I've forgotten the name of the church. A congregational chapel it must have been, something like "Anglican Weslian Church". I hadn't heard of this name before, which doesn't come as a surprise, as there is a big variety of Christian churches in Zambia.

I didn't put too much thought into the origin of this house of prayer built by missionaries since the church service was more than exciting. Compared to the vast central European churches, which often are just scarcely frequented, our chapel felt like a doll's house.

Inside however the atmosphere was bustling. The rows of

seats were filled up with people in spite of the early morning showers and the consequently muddy roads. Women, babies, children, men, old and young. Not all of them looked healthy, but each and everyone seemed to be deeply moved by the communal church service.

This church service certainly was anything but static. Again and again mixed groups came up to the front, basically as some kind of choir. They didn't just stick to singing but expressed the rhythm of their songs through means of spirited clapping of hands, swaying movements and even little dances. Without question that was an enjoyable church service, a vibrant church filled with life.

Guests are very welcome, however in line with the community rules of conduct. Thus, guests do not anonymously show up in the chapel, but will be introduced by a member of church. This person briefly explains whom she has invited. Then it is time for the guest to stand up and have the church members' curious and interested eyes rest on herself or himself. The ritual will then be wound up by warm applause for all the guests who have come.

Another chance of getting in touch with all the churchgoers materializes during the leaving ceremony from church. The key to this ritual is that everybody leaving the chapel is shaking hands with everyone already standing outside in a human queue and afterwards is joining the end of the queue them-selves. The more churchgoers have left the building, the longer the queue becomes and at some point virtually everybody will have shaken hands with everyone. It is the children with their impulsiveness and natural behaviour who make this hand shaking become a really heart-warming experience.

On an average Sunday without rain swamps the chapel houses around 200 believers, as I've heard. I'm clearly lacking the fantasy to imagine how such a crowd can fit into such a small church, which in size would just correspond to a side aisle in a German one. And there is no doubt that the hand shaking ritual after the church service can easily take half an hour. Here everything takes more time than back home and it is fun.

Frankfurt (Main), june 2005

*Überall auf der Welt und zu allen Zeiten
haben sich Frauen gegenseitig unterstützt.
Erst recht nach einer Geburt.*

Baby Shower

Am Ende des Gottesdienstes werden, wie in deutschen Ländern auch, die Termine der nächsten Tage bekannt gegeben. Eine Ankündigung bleibt mir gleich im Ohr hängen: „Baby Shower“. Was mag das wohl sein?

Wie es der Zufall so will, werde ich wenig später von zwei Frauen aus der Gemeinde gefragt, ob ich denn mitkommen möchte. Roland, mein Sambia-Mentor, erklärt mir, dass „Baby Shower“ ein Ritual für Mütter mit kleinen Babies ist. Sie erhalten in ihren Hütten Besuch von den Frauen aus der Kirchengemeinde. Geschenke, Segen und gute Ratschläge werden überbracht. Das ist ein Ereignis, an dem Weiße normalerweise nicht teilhaben. Dass ich als weiße Fremde in den Kreis einbezogen werde, ist eine Art Vertrauensbeweis. Denn Roland hat mich bei ihnen eingeführt und ihm vertrauen sie.

Zwei Stunden später, an diesem letzten Januar-Sonntag, treffe ich die Frauen im Compound. Der Weg dahin ist schlammig, die Regengüsse vom Vortag haben ihre Spuren hinterlassen. Treffpunkt ist das Haus von Mary. Sie arbeitet als Hausmädchen für Rolands Familie, ist Mutter von vier Kindern und Bezugspunkt für viele Frauen im Quartier. Marys Familie geht es relativ gut, sowohl sie als auch ihr Mann haben Arbeit, drei Zimmer hat ihr kleines Haus, ist damit schon keine Hütte mehr. Doch fließendes Wasser oder Strom gibt es auch hier nicht.

Die Baby-Shower-Gruppe umfasst etwa 15 Frauen, die sich schließlich gemeinsam auf den Weg machen, an kleinen und großen Pfützen vorbei zur Hütte der ersten Mutter. Dort fangen die Frauen an, ihre Pantoletten auszuziehen und in dem kleinen Eingang zu verschwinden, während ich mit Blick auf meine unverkennbar schlammigen Schnürschuhe verunsichert stocke. Schuhe ausziehen, in Socken da rein? Nein, die Sambierinnen bedeuten mir in ihrer Höflichkeit und Großzügigkeit, dass ich getrost mit Schuhen eintreten könne. Es ist mir nicht wohl dabei, diese Sonderbehandlung anzunehmen, doch die Frauen sprechen mit Nachdruck.

Also trete ich durch den Türvorhang und finde mich in einem kleinen Raum mit vielen anderen Frauen wieder, und auch hinter mir kommen noch weitere Frauen nach. Irgendwie nehmen alle Platz, es ist wie in der guten Stube, der Boden ist blitzblank, abgedeckt mit einem großen Stück Linoleum. Sitzgelegenheiten gibt es auch, eben improvisiert. Nicht zum ersten Mal spüre ich in mir große Hochachtung vor diesen Menschen, die trotz Schmutz und Schlamm sich und ihre Wohnstätten so sauber halten. Dann geht es los mit der Ansprache an die junge Mutter. In Tonga, der vorherrschenden Sprache in der Südprovinz, liest die Sprecherin der Gruppe aus der Bibel vor und spricht ihren Segen.

Die Frauen fangen an zu singen, während das Baby, das in einer Art gehäkeltem Bündel steckt, von Frau zu Frau gereicht wird. Es ist wie alle schwarzen Babies, die ich gesehen habe, absolut süß. Eine hohe Stirn, große, braune Augen und eine kleine Knopfnase im dunklen Gesichtchen – das sind wohl die Attribute, die diese Geschöpfe so unwiderstehlich und noch anziehender als weiße Babies machen.

Die sambische Mama hat inzwischen von der Gruppe die Geschenke überreicht bekommen. Jede Frau hat etwas beige-tragen, sich irgendein Geschenk abgeknipst, z.B. ein Seifenstück oder eine Kerze. Wäschestücke für das Kleine gehören in die eher seltene Luxuskategorie.

Und schließlich geht es an die guten Ratschläge für die Mutter, die diese unabhängig davon erhält, ob sie erstmals geboren hat oder bereits erfahrene Mutter ist. Mary beispielsweise singt das Hohe Lied auf die Sauberkeit, betont wie wichtig es ist, dass die Mutter ihr Baby immer sauber hält. Ein Ratschlag, der in einem Compound ohne fließendes Wasser sicher immer wieder eine Herausforderung bedeutet! Auch persönliche Betroffenheit fließt in die Wortmeldungen ein. Die hagere Sambierin mit den rötlich schimmernden Haaren und den hervortretenden Augen mahnt dazu, Offenheit für den Gatten zu zeigen, wenn der sich nachts an seine Frau annähern möchte. Denn zu viel Verslossenheit könne ja dazu führen, dass der Mann anderswo auf die Suche gehe. Und draußen warteten Gefahren, Krankheiten wie Aids...

Ich zucke zusammen, Aids! Es beschleicht mich die böse Ahnung, dass diese Frau mit ihrer Botschaft indirekt sagt, dass sie bereits HIV-positiv ist.

Schwierige Momente, die aber in der unterstützenden und liebevollen Atmosphäre der Frauengemeinschaft überbrückt werden können. Auch ich werde als Fremde aufgefordert, das Wort zu ergreifen. Was soll ich als Deutsche ohne Kinder jetzt sagen, ohne besserwisserisch zu sein? Ich finde schließlich einige Worte, die aus meinem Herzen kommen, und sie werden auf Tonga übersetzt. Es scheint, dass sie den Frauen – trotz meiner Bedenken – lieb waren.

Kurze Zeit später setzen wir unseren Weg fort. Wir besuchen die zweite Mutter, um auch sie in aller Form zu segnen und beschenken.

Frankfurt am Main, Juni 2005

*All over the world and at all times
women have given support to each other.
Above all after a delivery.*

Baby shower

At the end of the church service the dates for the following days are being announced, very much like in Germany. One announcement sticks in my mind right away: "Baby shower". What could that be?

As luck will have it, a little bit later I'm being asked by two females from the parish if I would like to join them. Roland, my Zambian mentor, tells me that baby shower is a ritual for mothers with new-born babies. They are visited in their huts by women from the parish. Gifts, blessings and good advice are delivered. This is usually an event where a white woman usually doesn't take part. It is some sign of trust that I as a stranger get invited into this circle. Roland has introduced me to them, and it is Roland in whom they trust.

Two hours later on this last Sunday of January 2005 I meet up with the women from the compound. The way there is muddy, the rain falls from the day before have left their traces. The meeting point is at Mary's house. She works for

Roland's family as a maid, has four children and acts as a reference point for many women in the compound. Mary's family is relatively well off, both she and her husband have a job. Their little house has three rooms and thus is no real hut any more. However, running water and electricity aren't available here either.

The baby shower group consists of roughly 15 women, who finally embark on their way, along small and big puddles to the first mother's hut. There the females start to take off their slippers and disappear through the small entrance, while I hesitate due to my undeniably muddy trainers. Should I take off my shoes, enter in socks? No, the Zambian ladies in their politeness and generosity point out to me that I should feel free to enter with shoes on. I'm not happy about this special treatment, but the women over their words.

Therefore I follow them through the door curtain and find myself in a little room with many other women, even more females still coming in after me. Somehow they all take a seat. It is like in a parlour, the floor is sparkling clean, covered with a big piece of linoleum. Seats are also there, just improvised ones. Once again I feel a lot of respect towards these people, who keep themselves and their dwellings so tidy in spite of dirt and mud. Then they start addressing the young mother. It is in Tonga, the predominant language in Southern Province, that the spokeswoman reads out from the bible and gives her blessings.

The women start singing, while the baby who is nestled in some kind of crocheted bundle is being passed around. Like all black babies whom I have seen it is absolutely cute. A tall forehead, brown eyes and a tiny nose in a dark little face – probably these are the characteristics which make these

little creatures so irresistible and probably even more attractive than white babies.

Meanwhile the gifts from the group have been passed to the Zambian mum. Each single woman has made a contribution, has saved some kind of gift like a piece of soap or a candle. Pieces of baby clothing belong to the rarer luxury category. Finally it is time to give good advice to the baby's mum, no matter if she has given birth for the first time or is in fact an experienced mother. Mary for example emphasizes the importance of keeping the baby clean. Some advice, which in an environment without running water certainly poses a challenge again and again. Personal dismay also becomes part of the statements. The rawboned Zambian lady with the reddishly shining hair and the bulging out eyes urges for openness towards the husband if he wants to come closer to his wife during the night. After all too much withdrawal could make the husband go and find his luck elsewhere. And away from home there were dangers lurking, diseases like aids... I wince. Aids! I get this nasty feeling that this woman indirectly tells us with her message that she is already HIV positive.

Tricky moments which however can be overcome in the supportive and warm-hearted atmosphere of the females' community. I am even told to speak up. What should I say now, being a German woman without children, to avoid sounding like a know-it-all? Finally I do find some words which come from my heart, and they are translated into Tongo. It seems, that they were appreciated by the women in spite of my worries. Shortly after, we carry on. We go to visit the second mother and solemnly bring her blessings and gifts.

Frankfurt am Main, June 2005

*Manchmal gibt es einen Weg
aus der Armut in die Mittelschicht.
Heirat und ein starker Wille können helfen.*

Zimbi

Der Laden ist geräumig. Links in den Regalen an der Wand liegen Haushaltswaren wie Decken oder Seifenstücke. Rechts stapeln sich die großen Säcke mit Mealie-Meal, dem allgegenwärtigen Maismehl. Die Ladentheke steht wie ein umgedrehtes U im Raum und dahinter sitzt sie, die Chefin.

Zimbi, die füllige braun-schwarze Schönheit vom Stamm der Tonga, sitzt eigentlich nicht, sie thront auf ihrem Stuhl. Ihre Kunden strecken ihr Geldscheine entgegen, die sie in ihrer Pappkarton-Kasse mit einem undurchdringlichen Gesichtsausdruck sammelt. Scheinbar gelangweilt sucht sie hier das papierene Wechselgeld zusammen.

Zimbi bewegt sich nicht von ihrem Stuhl. Gilt es etwas von den Regalen herunter zu nehmen oder gar ins Lager zu gehen, werden ihre Helfer aktiv. Drei Angestellte hat sie, drei Männer.

Als ich Zimbi zum ersten Mal traf, rund 12 Monate vor unserer letzten Begegnung, war sie für mich nur die typisch passive Ehefrau, die neben ihrem Ehemann in den Hintergrund tritt. Eine Gattin, die immer gute Miene zum „bösen“ Spiel macht, auch wenn der Gatte jeden Freitag Abend im Kreis der kleinstädtischen Geschäftsfreunde über den Durst hinaus trinkt. Eine Gattin, die keine bissigen Kommentare abgibt, wütend wird oder ihre Sorge zeigt. Sie kam mir einfach nur passiv vor.

Doch schon damals wusste ich nicht einmal die halbe Wahrheit von der Stärke dieser Frau.

Denn schon damals hatte Zimbi in einer noch kleineren Stadt als ihrer Heimatstadt neben dem Geschäft ihres Mannes einen eigenen Laden gestartet. Sie hatte klein angefangen, hauptsächlich das verkauft, was jeder in Sambia braucht und kauft, nämlich Maismehl, und dann langsam aber sicher andere Waren ins Sortiment genommen.

Und dann kam 2006 der neue Laden in Monze hinzu, finanziert von ihrem eigenen Geld. Ja, sie ist stolz auf das, was sie erreicht hat. Das kann ich ihr ansehen, als ich mit ihr über das Geschäft spreche und darüber, dass sie noch so jung ist. Zimbi, deren eigentlicher Name Charity lautet, ist 27 Jahre alt, Mutter von drei Kindern. Baby Kathrina ist sogar erst knapp fünf Monate alt, sie wird von einer der zahlreichen jungen Verwandten versorgt, wenn Zimbi im Laden arbeitet. Nur in Krisenfällen kommt dann die Nanny mit der Kleinen auf dem Arm im Laden angerannt.

Ich zeige Zimbi Photos auf meiner kleinen Digital-Kamera. Wir beide sind uns einig, dass so eine Kamera einfach ideal ist, um Kinder zu fotografieren. Zimbi fragt nach dem Preis der Kamera und zuckt auch nicht mit der Wimper, als ich 200 Euro nenne. Sie ist zwar in einem Land aufgewachsen, in dem rund 80% der Bevölkerung von weniger als einem Dollar pro Tag leben, doch sie hat die Armutsgrenze längst hinter sich gelassen. Ihre Heirat mit einem Deutschen, der schon gut 15 Jahre in Afrika lebt, hat ihr die erste materielle Sicherheit gebracht. Doch Zimbi will viel mehr erreichen, aus eigener Kraft. Und dies in einem Land, in dem die Männer an der Oberfläche das absolute Sagen haben und die Vielehe in einigen Provinzen noch zum Alltag gehört.

Zimbi hat zwar keine höhere Schulbildung, aber sie hat ein Gespür für Geschäfte, für das, was sich verkaufen lässt und was nicht. Als ich ihr erzähle, dass mir in Monze viel mehr Fahrradfahrer als noch vor einem Jahr aufgefallen seien, hört sie interessiert zu. Ja, sie könne sich vorstellen, auch Fahrräder zu verkaufen. Ihr Mann, solle sich für sie nach Bezugsquellen erkundigen.

Zimbi und ihr Mann, ein Paar, wie es von außen betrachtet unterschiedlicher nicht sein könnte. Sie, die braun-schwarze üppige Schönheit, er der eher hagere Weißhäutige. Und ein Altersunterschied von gut 15 Jahren. Oft gehen sie unterschiedliche Wege. Seine Freizeitgefährten sind nicht ihre Vertrauten, viele persönliche Gespräche scheinen sie auch nicht zu führen. Und dennoch, es ist Liebe zwischen den beiden. Ich habe ein Photo, auf dem sie beide gemeinsam auf dem Sofa sitzen, und da ist ihre Verbundenheit mit dem bloßen Auge zu erkennen.

Zimbis Mann sorgt sich um die Zukunft, spricht davon, dass er vielleicht nicht immer da sein werde und dass es dann gut wäre, wenn seine Frau geschäftlich auf eigenen Beinen stehen kann. Und das kann die Mutter seiner Kinder. Neben ihren Geschäften und all den familiären Aufgaben baut sie in der anderen Kleinstadt gerade ein Haus.

Ihre vierjährige Tochter Karin sieht der Mutter äußerlich nur wenig ähnlich. Die krausen Haare zeugen von afrikanischen Wurzeln, doch ihre Haut ist erstaunlich hell. Die Kleine wirkt wenig afrikanisch, ist im Kindergarten wohl eher eine Einzelgängerin. Wie umgehen mit einer Tochter, die einem in Teilen so fremd erscheint? Wie kommt Zimbi mit den deutschen Wurzeln ihrer Tochter zurecht?

Das Brücken bauen zwischen den Kulturen ist nicht nur zwischen den Ehepartnern, sondern auch zwischen Eltern und Kindern eine Herausforderung.

Frankfurt am Main, Februar 2006

*Sometimes there is a way
out of poverty into the middle-class.
Marriage and a strong will can help.*

Zimbi

The shop is spacious. On the left, on the shelves at the wall there are household goods such as blankets or pieces of soap. On the right side big sacks of mealie meal, the ubiquitous maize meal, are piled up. The counter is placed like a converted U in the room, and behind it, there she is, the boss.

Zimbi, the big brown and black beauty from the Tonga tribe doesn't simply sit there, in fact she looks like she has ascended a throne. Her customers pass over notes of money to her which she collects in a cardboard box with an impenetrable facial expression. Seemingly bored she searches for the papery change.

Zimbi doesn't rise from her chair. If something has to be taken down from the shelves or someone has to go to the storage room, her staff gets going. She has three employees, three males.

When I first met Zimbi, about 12 months before our last encounter, I only saw the typically passive wife in her, who moves to the background because of her husband. A wife, always putting up a brave front even if her husband enjoys too much of a drink each Friday night in the company of his small town business friends. A wife who never snarls at her husband, never gets angry or shows her worries. She simply appeared passive to me.

Even back then I didn't even know half the truth about this woman's strength. Because even then, Zimbi had started to run her own little business beside her husband's one in a town even smaller than her home town. She had started from scratch selling mainly the one product, which everyone in Zambia needs and would buy: Maize meal. And then, slowly but gradually, she had included other goods to her range of products.

And then in 2006 the new shop in Monze was added, financed by her own money. Yes, she is proud of what she has achieved. That I can sense while talking to her about the business and how young she still is. Zimbi, whose actual name is Charity, is 27 years old, mother of three kids. Baby Kathrina is just about 5 months old. She gets nursed by one of the numerous young relatives while Zimbi works in the shop. Only in case of a crisis the nanny will come rushing into the shop with the little one on her arms.

I show Zimbi some photos on my digital camera. We both agree that such a camera is just ideal for taking photos of kids. Zimbi asks about the price of the camera and doesn't blink an eye as I name 200 Euros. She has surely grown up in a country, in which about 80% of its population live from less than 1 Dollar a day, however she has long since left the poverty line behind. Her marriage with a German, who has

already lived in Africa for roughly 15 years, has provided her with material safety. Zimbi however wants to achieve much more, with her own strength. In a country where men outwardly have the total say and where polygamy is still the norm in some provinces.

Zimbi doesn't have higher education, but she has a feeling for the business, for what sells and what doesn't. When I tell her that I noticed a lot more cyclists in Monze than just one year ago, she does listen intently. Yes, she could imagine to sell bikes as well. Her husband should inquire about reference sources for her.

Zimbi and her husband: a couple, who – judging from the outside – could barely be more different from each other. She, the big brown and black beauty, he, the rather skinny white man. And an age difference of at least 15 years. A lot of times they don't walk the same paths. His companions are not her confidants and they don't seem to have many personal conversations either. Yet, there is love between them. I have a photo of them sitting together on a sofa, and there the connection between them is clearly visible.

Zimbi's husband worries about the future, keeps saying that he might not always be there and that in such a case it would be good if his wife was financially independent through running her own business. And this, the mother of his children can do. Beside her business activities and all the duties in the family she has started building a house in another small town.

Her four year old daughter Karin doesn't look very much like her mother. Her curly hair does speak of African traits, however her skin is surprisingly light. The kid hardly looks African, at nursery school she tends to be rather a loner. How to

cope with a daughter who in some ways feels like a stranger? How does Zimbi cope with her daughter's German roots?

Building bridges between the cultures is not just a challenge between husband and wife, but also between parents and children.

Frankfurt am Main, february 2006

*Reichtum ist in Sambia
nie ein Fremdwort gewesen.
Erfolg ist manchmal Familiensache.*

Der Clan

Der Flug ist lange her, gut und gerne 60 Jahre. Laut, sehr, sehr laut muss es damals an Bord der Propellermaschinen gewesen sein. Diesen Lärm hat Margaret nie vergessen und ihren Kindern, Nichten, Neffen und allen Familienmitgliedern davon erzählt.

Überhaupt hatte sie viel zu erzählen, als sie wieder zurückkam. Welche junge Farbige im Nord-Rhodesien der 50er Jahre, dem späteren Sambia, ging damals schon zum Studieren nach England? Sie war die einzige Frau unter den insgesamt 13 Geschwistern, die diesen Sprung wagte. Nur ihr in etwa gleichaltriger Bruder Noble ging denselben Weg wie sie.

Mit oder ohne akademische Weihen – aus allen Finlays ist etwas geworden. Vor allem die Männer gehören heute zu den erfolgreichsten Geschäftsleuten in Sambia, aber auch die Frauen haben es neben Familie und Kindern geschafft, kleine und große Businesses aufzubauen.

Die Anzahl der Clanmitglieder ist über die Jahre durch Kinder und Kindeskinde stark gewachsen. Wenn die Findlays heute zu ihrem alljährlichen Treffen am Weihnachtstag zusammenkommen, dann bringen sie es gut und gerne auf 100 Personen. Diese Tradition begann vor 45 Jahren, als Christopher, der Vater der 13 Findlay-Sprösslinge verstarb. Er war ein Arzt aus Malawi, heiratete in Sambia und gründete seine

Familie. Als er nicht mehr da war, wollte die Familie Zusammenhalt bewahren und machte den Weihnachtstag fortan zu ihrem großen Familientag.

Zu diesem Anlass wird dann aus entfernten Landesteilen Sambias nach Lusaka angereist, aus Südafrika, aus England und sonst woher. Alle Altersgruppen sind hier vertreten von Säuglingen, über Kinder und Jugendliche, Erwachsene jeglichen Alters bis hin zu vital aussehenden Senioren. Einige der Findlays sind älter als 70 Jahre – was nicht selbstverständlich ist in einem Land, in dem statistisch gesehen nur 2% der Bevölkerung über 65 Jahre alt wird.

Einige der Findlay-Geschwister kannte ich bereits von meinen ersten Besuchen in Sambia vor gut 10 Jahren. Das waren zum Teil flüchtige Begegnungen, aber auch intensive Kontakte. Und schon damals hatte mich beeindruckt, wie klug und entschlossen diese Menschen an ihrem geschäftlichen Erfolg arbeiteten. Doch einen Großteil der Familie auf einmal zu erleben, war auch für mich eine völlig neue Erfahrung.

Bleibt die Frage, wo sich der Clan trifft, wenn es wieder weihnachtet in Lusaka. Tatsächlich bedarf es einer Familie mit wirklich wohlhabenden Familienmitgliedern, deren großer Häuser und Grundstücke, damit alle Platz finden. Catering-Firmen gibt es auch in Sambia, doch bei der Weihnachtsfeier der Findlays bleiben sie außen vor. Jede Teilfamilie trägt nämlich zum Lunchbuffet bei und bringt eine selbst gemachte Speise mit. Das ist einerseits Ehrensache und andererseits sind die Findlay-Frauen ohnehin sehr praktisch veranlagt. Egal wie viel Personal sie zu Hause beschäftigen – in der Küche kennen sie sich aus.

Stunden über Stunden wird dann geplaudert, gelacht und

gefachsimpelt. Die meisten Leute sitzen an Tischen unter dem eigens aufgestellten Festzelt, einige Männer bleiben an der Bar hängen und die Kids sind in der Regel ständig in Bewegung, wenn sie nicht gerade in Dreier- oder Vierergrüppchen eine Gesangseinlage auf der Bühne anbieten.

An einem reinen Männertisch wird auch am Weihnachtstag über Geschäfte geredet. Schließlich haben die Findlays der Gründer-Generation gerade in den letzten Jahren noch einmal ihre eigenen Erfolge übertroffen.

Waren Noble Findlays „Autoworld“-Läden schon vor 10 Jahren Vorzeigegeschäfte für Automobilzubehör, in für sambische Verhältnisse auffallend modern und ordentlich gestalteten Gewerbeimmobilien, so hat ihre Anzahl in den letzten 4 - 5 Jahren noch einmal stark zugenommen. Gut fünf Filialen allein sind es in Lusaka, auf jede größere Stadt im Land kommt eine weitere Dependence. Denn die Zahl der Autobesitzer ist in Lusaka und den anderen Zentren drastisch in die Höhe geschneilt.

Valden Findlay, der mit 52 Jahren jüngste Findlay aus der Gründergeneration, hat ebenfalls seine Chancen genutzt. Gebaut hat er schon immer gerne, wie seine älteste Schwester Elizabeth berichtet. Auf das erste Hotel in Lusaka folgte vor 10 Jahren bereits ein schickes Hotel in Livingstone, dem Tourismuszentrum nahe der sagenhaften Victoria Falls. Den Bauboom in Lusaka hat er vorhergesehen oder zumindest zur richtigen Zeit durch Entwicklung von Wohnbaugebieten mitgestaltet.

Auch seine ältere Schwester Victoria hatte eine glückliche Hand mit ihrem Baugebiet im angesagten Stadtteil Roma. Wo sich früher ein weitläufiges Farmgelände ausbreitete,

das nur in einem Teilbereich mit einem Gastronomie- und Wellnesszentrum bebaut war, reiht sich inzwischen ein gehobenes Wohnhaus-Grundstück an das andere.

Nicht alle Zweige des Clans sprießen in Lusaka. Dorothy, eine der vielen Schwestern von Noble und Valden, ging mit ihrem schwedischen Mann Rolf in den Copperbelt, das Kupferzentrum des Landes. Die Arbeit in der Landwirtschaft kann hart sein, auch für den Chef einer Farm, und die afrikanische Sonne und das raue Klima draußen auf der Farm haben Rolf wahrscheinlich etwas mehr altern lassen als seine gleichaltrigen Verwandten aus Lusaka. Doch auch er und Dorothy haben Geschäftssinn und ein Gespür für wichtige Trends bewiesen, was sie zum Anbau von Produkten in Bioqualität auf ihrer Farm bewogen hat. Köstlich die getrockneten Mangostreifen.

Ein anderer Findlay, der seine Geschäfte im Copperbelt betreibt, ist Terence. Seine Fabrik beliefert Fastfood-Anbieter, zum Beispiel mit vorgeschnittenen Kartoffeln für die Zubereitung von Pommes. Sein Markt ist groß, auch in Sambia, wo Nshima, ein sorgfältig zubereiteter Maisbrei, das Nahrungsmittel schlechthin ist.

Am Ende einer langen Weihnachtsfeier kehrt auch der Findlay-Clan kulinarisch gesehen zu seinen afrikanischen Wurzeln zurück. Während das Mittagsbuffet noch von europäischer und amerikanischer Cuisine dominiert ist und auch Tiramisu unter den Desserts nicht fehlen darf, ist abends die Zeit für Tradition gekommen. Am Buffet-Tisch wird nun kein Besteck mehr angeboten, denn es gibt Nshima und dazu alle möglichen Gemüse- und Fleischbeilagen. Nshima, von geschickten sambischen Fingern zu einer kleinen Kugel gedrückt, saugt Soße auf, hält grünes, spinatähnliches Gemüse und trägt kleine Fleischstückchen. Allenfalls Gäste von außerhalb Afrikas brauchen hier noch Besteck.

Und irgendwann, als es schon längst dunkel ist, geht auch diese lange Familienfeier zu Ende – ein bemerkenswertes Ereignis.

Frankfurt am Main, Januar 2015

*In Zambia wealth has never been
an unknown concept.
Success sometimes is a family matter.*

The Clan

The flight happened a long time ago, more or less 60 years ago. It must have been loud, very loud on board the propeller aircraft at the time. It is this noise which Margaret has never forgotten and kept telling her children, nephews, nieces and all family members about.

Generally she had a lot to tell when she returned home. Which coloured young woman of the 1950s North-Rhodesia, the later Zambia, actually went abroad to college to England? She was the only woman among the altogether 13 siblings who dared to take this leap. It was only her brother Noble – roughly her age – who followed the same path.

With or without academic qualification – all the Findlays have made something of themselves. Especially the men belong to the most successful business people in Zambia, but the women too have managed to set up both small and big businesses besides looking after their families.

The number of clan members strongly increased over the years due to the arrival of children and grandchildren. When

the Findlays now come together for their annual gathering on Christmas Day, they easily will bring it to a 100 people. This tradition started 45 years ago, when Christopher, father of the 13-member-strong Findlay-offspring, passed away. He was a doctor from Malawi, got married in Zambia and raised a family.

When he wasn't around anymore, the other family members wanted to preserve coherence and made Christmas Day become their big family day.

On that occasion some family members travel from remote parts of Zambia to Lusaka, others arrive from South Africa, England, Sweden or wherever. All age groups are represented, ranging from babies, children and teenagers, adults of any age to vital-looking seniors. Some of the Findlays are older than 70 years – which isn't to be taken for granted in a country, where statistically only 2% of the population is older than 65.

Some of the Findlay-siblings I already knew from my first visits to Zambia around 10 years ago. There had partly been brief encounters as well as intensive contacts. And even then I had been impressed by the intelligent and determined ways these people worked on their business success. Yet, to meet a large part of this big family at a time, even for me turned out to be a completely new experience.

The remaining question is where exactly the clan members come together, when it's Christmas time in Lusaka again. It actually takes a family with wealthy members, their big houses and grounds for each and everyone to find space. Yes, there are catering companies in Zambia as well, yet during the big Findlay Christmas party they are left out. Mind you, each family contributes to the Christmas buffet and

brings along its own home-made dish. On the one hand this is a matter of honour, on the other hand the Findlay women are very practically minded anyway. No matter how much staff they employ at home, they all know everything about cooking.

Hour after hour will then be spent chatting, laughing and talking shop. Most people sit at tables under specially set up marquees, some men get stuck at the bar and the kids are usually moving around all the time unless they happen to present a vocal number in groups of two or three on stage.

At a men-only-table there's talk about business on Christmas Day as well. After all the Findlays of the founding generation have once again surpassed their own success in the last few years.

While Noble Findlay's "Autoworld"-shops had already been flagships for car accessories 10 years ago, and that in conspicuously modern and tidy commercial properties, their numbers have certainly increased manifold within the last 4 - 5 years. Just in Lusaka one can find around 5 branches with each city in the country housing another one. This is because the numbers of car owners have sky-rocketed in Lusaka and elsewhere.

Valden Findlay being the youngest Findlay of the founding generation has also taken his chance. According to his eldest sister Elizabeth he's always been into building. Ten years ago his first hotel in Lusaka was followed by a chic hotel in Livingstone, the tourism centre close to the fabulous Victoria Falls. He had foreseen the construction boom in Lusaka or at least he'd helped shape it by developing residential areas at the right time.

His older sister Victoria was also lucky with her building area in the popular neighborhood "Roma". Where there used to

be vast farm land with only a part being built on, there is meanwhile one upmarket residential plot lining up to the next.

Not all branches of the clan flourish in Lusaka. Dorothy, one of Noble's and Valden's many sisters, moved to the Copperbelt with her Swedish husband Rolf. Working in agriculture can be tough even for the farm boss and the harsh African sun and climate out on the farm has probably made Rolf look a bit older than his relatives from Lusaka of the same age. Yet also he and Dorothy have shown good business sense and an intuition for important trends, which made them grow high-quality bio-produce on their farm. The dried mango strips are truly delicious.

Another Findlay member, whose commercial handlings are based in Copperbelt, is Terence. His factory supplies products for fast-food outlets, such as pre-cut potatoes to make potato chips. His market is big, even in Zambia, where Nshima, a carefully prepared maize mush, is the staple food par excellence.

At the end of a long Christmas festivity the Findlay clan returns to its African roots in a culinary sense. While the lunch buffet is still dominated by European and American cuisine and Tiramisu shan't be missing from the dessert menu, the time will be ripe for returning to tradition in the evening. No cutlery will be offered any more at the buffet tables, because there is Nshima along with all kinds of vegetable and meaty side dishes. Formed like a little ball by skilful Zambian fingers, Nshima absorbs the sauce and holds green, spinach-like vegetables and small pieces of meat. At the most, visitors from outside Africa will still need cutlery here.

Eventually, when darkness has long since set in, the many hours of this family gathering draw to an end, too. A remarkable experience.

Frankfurt am Main, january 2015

*Alle essen Nshima,
ob arm oder reich.*

Nshima – mehr als ein Maisbrei

Es ist ein Brei aus Maismehl. In allen Ländern des Südlichen Afrika ist er das zentrale Nahrungsmittel, auch wenn die Bezeichnungen natürlich in jedem Land anders sind.

Nshima. So heißt der Maisbrei in Sambia. Die Zubereitung ist eine ausgefeilte Prozedur, nicht zu vergleichen mit unserem Kartoffel Kochen beispielsweise. Überhaupt ist Nshima nicht einfach DAS Grundnahrungsmittel oder – jenseits der Armutsgrenze – die bedeutsamste Fleisch- und Fischbeilage. Es ist nationales Erbe und kulturelles Identifikationsmuster. Und was noch weitaus mehr zählt: Nshima ist ein emotionales Ritual, es nährt die Menschen weit über den eigentlichen Nährwert hinaus. Ein Tag ohne Nshima, das ist kein guter Tag für einen Sambier.

Man nehme Wasser und Maismehl, füge dem Wasser anfänglich wenig Mehl bei, lasse den Brei kochen und erhöhe dann den Mehleinsatz. Danach wird der Topf mit dem vor sich hinköchelnden Brei mit einem Deckel verschlossen, obwohl die reine Flüssigkeit schon langsam zur Neige geht. Immer wieder hüpfte der Topfdeckel in die Höhe, und ab und zu schießen dabei ein paar Spritzer des Maisbreis heraus. Ein bisschen wie vor sich hinbrodelnde Lava! Er ist mir ehrlich gesagt etwas unheimlich, dieser Kochabschnitt. Natürlich habe ich die Spezialisten gefragt, ob der Deckel denn nicht etwas gekippt oder die Temperatur reduziert werden könnte, um das Ankleben der Masse und die vielen klebrigen Spritzer im Umkreis zu vermeiden. Aber nein, was für eine

Vorstellung! Nshima bekommt nur dann die richtige Konsistenz, wenn der Deckel geschlossen ist, sagen die Sambier.

Und um diese feine Balance hinzubekommen, bedarf es frühen Trainings. Die Sambier lernen die Zubereitung von Nshima schon als Kinder. Und das gilt auch für Männer, die sich sonst in Küche und Haushalt sehr bedeckt halten. Gelingt die Kochprozedur, können mit einem großen Holzlöffel Portionen gefasst und in ein Wasserbad getaucht werden. Diese Portionen sind, wenn sie wieder herausgenommen werden, gleichsam mit einer dünnen Lackschicht überzogen und behalten ihre jeweilige Form bei. Darin liegt die Kunst.

Gegessen wird Nshima – was für mich die allergrößte Herausforderung darstellt – mit den Fingern. Das gilt für die arme Familie aus dem Busch ebenso wie für Unternehmer, Stammesführer oder Regierungsmitglieder. Je größer Wohlstand und Bildungsstand der Sambier, umso feierlicher wird allerdings auch das Ritual des Händewaschens vor und nach dem Essen zelebriert.

So stellt beispielsweise eine Haushaltsangestellte oder die Hausfrau eine Schüssel bereit und benetzt darüber die Hände der Essenden mit Wasser aus einer Karaffe. Geschickte Finger fangen dann an, in der Handfläche aus abgetrennten Nshima-Stücken kleine Kugeln oder Kegel zu formen. Diese werden dann zum Träger für Soße, das spinatähnliche Gemüse ‚Rape‘ und natürlich Fleisch.

Die Finger sind nicht nur schnell, sondern auch ausgesprochen geschickt. So geschickt, wie die Finger einer Weißen, die an das Essen mit Besteck gewöhnt ist, niemals sein können. Die Weißen sind es daher, die das Händewaschen nach dem Essen am allernötigsten haben.

Frankfurt am Main, Juni 2005

*Everybody eats Nshima,
be they rich or poor.*

Nshima – more than just food

It is mush made from maize meal. It is the most important staple food in all sub-Saharan countries, even if there are individual terms used in every country.

Nshima. That's the name of the mush in Zambia. Cooking it means embarking on an elaborate procedure, nothing to be compared with cooking potatoes for example. Actually Nshima is not just THE staple food or – beyond the breadline – the most significant side dish served with meat or fish. It is part of the national heritage and some means of cultural identification. And adding to this the most important aspect: Nshima is an emotional ritual, it nourishes people way beyond its actual nutrition value. Any day without Nshima is a bad day for any Zambian.

Take water and maize meal, initially add only little of the maize meal and bring to the boil, then add more flour. After that, the pot with the simmering mush is closed with a lid, although the liquid inside is slowly reduced to nil. Repeatedly the lid is jumping up and down, and now and then some splashes of mush escape the pot. A bit like sizzling lava! To be honest I find this cooking phase slightly spooky. Of course I have asked the experts if the lid couldn't be tilted or the temperature be reduced to prevent the bottom of the pot from getting pasted on and the many sticky splashes in the radius of the pot. However no, what an idea! Nshima only gets the right consistency, if the lid remains on top, as the Zambians say.

To manage this fine balance one needs early training. The Zambians start preparing Nshima in their infancy. And that also applies to men who otherwise do not show up very much in kitchen and household. If the cooking procedure is successful, portions can be formed with a big wooden spoon and dipped into a water bath. These portions, when coming up to the surface again, will be covered with something like a thin layer of glaze and do keep their shape. That's what the art is about.

Nshima is eaten with fingers – for me the biggest challenge. That applies to poor families from the bush as well as for entrepreneurs, tribal chiefs or members of government. The higher the level of wealth and education however, the more solemnly and carefully the ritual of hand washing is exercised before and after the meal.

Thus, a maid or the housewife provides a bowl and pours water from a decanter on to the hands of those assembled for the meal. In their palms skilful fingers start to form little balls or cones out of clipped pieces of Nshima. These then become a carrier for sauce, the vegetable dish from rape leaves and naturally for meat.

The fingers are not only quick, but extraordinarily skilful. Skilful to such an extent a white person being used to eating with cutlery can never achieve. It is therefore the white people who after the meal require a thorough hand wash the most.

Frankfurt am Main, june 2005

*Was westlich ist und modern,
bringt Prestige und Umsatzzahlen.*

Shopping als Entwicklungsmerkmal

Shopping Malls sind populär in Lusaka und schießen wie die Pilze aus dem Boden. Ich erinnere mich noch gut, wie unsere Gastgeberin im Februar 2014 das neue Bauprojekt am einen Ende des weitläufigen Universitäts-Campus Richtung Innenstadt erwähnte. Ein Hotel solle dort entstehen und ein Einkaufszentrum, nicht nur für die Studierenden, aber auch von ihnen nutzbar.

Ganze 10 Monate später, als ich wieder in Lusaka eintraf, war die East Park Shopping Mall gerade offiziell eröffnet. Die Eröffnungsangebote lockten jede Menge motorisierter Kunden an und verursachten ein mittleres Verkehrschaos in der Umgebung. Doch wie eine Baustelle sah das Gelände Mitte Dezember immer noch aus. Große Flächen umgebaggerter Erde, Baustellenabfälle und provisorische Wege kennzeichneten das Bild. Als ich fünf Tage nach der Eröffnung vor Ort kam, waren jede Menge Handwerker und sonstiger Arbeiter damit beschäftigt, die Parkplätze fertig zu stellen, Platten zu verlegen und einige wenige Pflanzen einzusetzen.

Im Inneren der großen Mall herrschte ein uneinheitliches Bild. Während der Lebensmittelanbieter Food Lovers sich bereits mit vollem Warenangebot, visuell sehr attraktiv arrangiert, präsentierte, wurde an vielen Ladengeschäften noch mit Hochdruck gearbeitet. In einigen Fällen waren die Mieter noch nicht einmal erkennbar.



Doch insgesamt war der Stil des Zentrums bereits gesetzt, eine chic-kühle Funktionalität mit Oberlicht und schwarz-weißen Fliesen, die so gar keine afrikanischen Bezüge hat. Entsprechend chic und international wirkte auch der hohe Weihnachtsbaum-Kegel mit den dicht an dicht angebrachten Kugeln in Silber und mattem Gold.

Die Anleihen bei vergleichbaren amerikanischen oder europäischen Projekten sind gewollt und werden als Zeichen der fortschreitenden Entwicklung in Sambia angesehen. So war sich der Inhaber von „Food Lovers“ bei unserem kurzen Gespräch auch sicher, dass ich als konsumgewohnte Europäe-

rin die Veränderungen in Lusaka, die sich an der Shopping Mall ablesen ließen, begrüßen würde.

Es mag an den Palmen liegen, aber weitaus ansprechender finde ich persönlich die Shopping Mall „Arcades“, die seit etwa 10 Jahren in fußläufiger Nähe der „East Park Mall“ angesiedelt ist.



Die Geschäfte dort entbehren zwar manchmal einer gewissen Finesse, wie im Fall des Bekleidungsanbieters PEP. Doch von Lebensmitteln, über Bekleidung, hin zu Büchern und modernen Haushalts- und Elektronikgeräten gibt es eine insgesamt stimmige Produktvielfalt. Dienstleistungsanbieter aus der Gastronomie, ein Internet-Café und ein modernes Kino kommen hinzu.

Außerdem schätze ich Arcades für seine Aufenthalts-Qualität. Hier lässt sich zwischendurch – auch ohne Geld auszugeben – am Rande des Springbrunnens oder auf einer kleinen Steinmauer Platz nehmen und verweilen. Die Palmen tragen für mich immer zur Entspannung bei, wobei es im Dezember einen witzigen Kontrast gibt, wenn die Palmen

gewissermaßen den Weihnachtsbaum umringen, der in der Mitte des Springbrunnen-Beckens aufgestellt ist.

Ganz abgesehen von den Shopping Malls an zentral gelegenen Stellen in Lusaka haben viele Stadtteile noch ihre eigene Shopping-Welt, sei es in Kabulonga, Avendale, Woodlands oder etwas außerhalb der Hauptstadt. Lebensmittel-Geschäfte westlichen Zuschnitts sind hier immer zu finden. Die Shoprites, Spar-Läden oder Pick n Pays gehören in der Regel zu südafrikanischen Konzernen. Hier weiß man, was man hat, jede Menge Regalreihen mit übersichtlich sortierten Produkten. Keine Hektik an der Kasse, denn neben der Kassiererin oder dem Kassierer gibt es noch eine Extrakraft, die alle gekauften Produkte in diverse Plastiktüten verstaute: Alle Milchprodukte in eine Tüte, Fleisch in die andere Tüte, dann eine Obst- und Gemüsetüte und schließlich noch die für die Küchenrolle. Zweifelsohne – Plastiktüten zählen in

Sambia noch nicht zu den umweltkritisch beäugten Gütern. Und extra bezahlt werden müssen sie auch nicht.

Wenn auch viel Einheitlichkeit herrscht unter den Shopping Centern in den Stadtteilen, so gibt es doch die eine oder andere Besonderheit. Ein Geschäft, ein Lokal, das die anderen so nicht aufweisen. Im Woodlands Centre ist das beispielsweise ein Irish Pub: O'Hagans. Die Farben des Logos weisen deutliche



Gemeinsamkeiten mit den Farben Sambias auf. Nur schwarz kommt bei dem Pub-Schild nicht vor.

Und noch eine Gemeinsamkeit aller Shopping Malls. Ab der Rush Hour wird das Einparken zum Erfolgserlebnis.

Erst sonntags wird es ruhiger in den Shopping Malls, wenn auch immer noch einige Geschäfte – zumindest den halben Tag – geöffnet haben. Für mich bietet der Sonntag außerdem eine Chance, den wöchentlichen Kunsthandwerkermarkt zu besuchen, der auf dem Parkplatz von „Arcades“ angesiedelt ist. Hier ist zwar manchmal Spießrutenlaufen angesagt, weil alle Standbetreiber einen beredt zu ihrem Kunden machen wollen und manchmal auch nicht davor zurückschrecken, auf ihre Bedürftigkeit hinzuweisen. Doch es gibt - von Kitsch und Nepp abgesehen – jede Menge Angebote mit sehr attraktivem Preis-Leistungs-Angebot: Tiere aus Holz, aus schwarzem und grünem Stein, gemalte Bilder auf Leinwand, Armbänder in den sambischen Nationalfarben, Arm- und Halsketten aus unendlich vielen aufgefädelten Glasperlen, Holzschalen oder auch Patchwork-Beutel mit Reißverschluss.

Sei es nun Handel mit Kunsthandwerk, mit Bekleidung oder Lebensmitteln: Mit Märkten kennen sich die Sambier aus. Es gibt sie überall, vom kleinsten Dorf bis hin zur Großstadt, und ihre Ausstattung ist oftmals sehr einfach. Ein paar krumme, zusammengegelte Holzstangen reichen womöglich schon aus, vor allem auf dem Land. Kein Glamour geht von diesen Verkaufsständen aus, sie sind eher ein Beleg dafür, dass Armut weiterhin ein großes Thema in Sambia ist. Auf den Märkten kaufen diejenigen ein, die die Mittelschicht noch nicht erreicht haben und vielleicht auch niemals erreichen werden. Diesen provisorischen Handel hinter sich zu lassen und die Dichte an Shopping Malls in der Hauptstadt

Lusaka zu erhöhen, gilt den Erfolgreichen im Lande daher als Fortschritt, als Zeichen für wirtschaftlichen Aufschwung.

Frankfurt am Main, Januar 2015

*What is western and modern
brings prestige and sales figures.*

Shopping as a characteristic of development

Shopping Malls are popular in Zambia and one can see them popping up out of the ground. I still remember very well how in February 2014 our host mentioned the new construction project on the far end of the spacious university campus towards the city centre. A hotel was supposed to be set up there and a shopping mall, too, not just for students, but for their use as well.

Just 10 months later, when I arrived back in Lusaka again, East Park Mall had officially been opened on that same day. The special offers attracted quite a big amount of motorized customers causing a medium-size traffic chaos in the surroundings. Yet, the grounds still looked like a construction site in mid-December. Big areas of excavated soil, construction-related garbage and provisional routes formed the picture. When I came to the site five days after the opening, plenty of craftspeople and other workers were busy completing parking lots, laying tiles and setting a few plants into their plots.

Inside the big mall one could see a mixed picture. While Food Lovers, a supplier of foodstuff, already presented itself with the full range of goods, displayed in a visually very at-

tractive fashion, a lot of retail shops were still being worked on at full stretch. In some cases it wasn't even possible to identify the future tenants.

But altogether the style of the mall was already set, a chic and cool functionality with skylights and black and white tiles, without any African references at all. The high Christmas cone appeared correspondingly chic and international, with its closely fixed bulbs in silver and pale gold. There are deliberate borrowings from comparable American and European projects, which are seen as a sign of progressive development in Zambia. Thus the owner of "Food Lovers" felt certain during our brief conversation that being a consumption-oriented European I would welcome the changes in Lusaka which could be gathered from the shopping mall.

It might be due to the palm trees, but personally I find the shopping Mall „Arcades“, which has been located within walking distance from "East Park Mall" for about 10 years, much more appealing. The shops there do lack a certain refinement, as in the case of PEP, a clothes provider. Yet there is an overall consistent variety of products, ranging from foodstuff and clothes to books plus modern domestic appliances and electronic equipment. Moreover I treasure Arcades for its inviting quality to stay. Here one may – even without spending money – have a seat at the edge of the fountain or on top of a low brick wall and simply pause. For me the palm trees always add to recreation, with a funny contrast coming up in December, when the palm trees in a sense surround the Christmas tree which is set up in the middle of the fountain pond.

Apart from the shopping malls in central locations in Lusaka, several neighbourhoods have their own shopping world, be it in Kabulonga, Avandale, Woodlands or somewhere outside the capital.

There, western style grocery stores are always to be found. The Shoprites, Spars or Pick n Pays usually belong to South-African groups. Here you can count on: Any amount of racks containing clearly sorted products. No rush at the cash point, because there is an extra staff member besides the cashier storing away all purchases in miscellaneous plastic bags. All dairy products in one bag, meat in another bag, one for fruit and vegetables and finally another one for the kitchen rolls.

Undeniably, plastic bags in Zambia do not yet belong to those goods under environmental scrutiny. And there won't be extra charge for them either.

Even if the shopping centres look rather uniform, there is still something special about them one way or the other. A store, a venue which the others do not have. At Woodlands Shopping Centre for example there is an Irish Pub: O'Hagans. The colours of the logo show similarities with Zambia's flag colours. It is only the black which doesn't appear in the pub's signpost.

And yet another thing all shopping malls have in common: Finding a parking space during rush hour is quite a success.

It's only on Sundays that the shopping malls become more quiet, even while some shops are still open, at least for half a day. For me a Sunday moreover provides a chance to visit the weekly craft fair, which is located in the Arcades parking area. Going there may sometimes include running the gauntlet, because all stall owners are silver-tongued and keen on attracting customers, sometimes not even backing off from pointing out their personal neediness. Yet one can find – quite apart from kitsch and jumble – any amount of bargains with good value for money: Animals carved from wood or black and green stone, painted pictures on canvas,

wristbands in the Zambian flag colours, bracelets and necklaces made from myriads of glass beads, wooden bowls or even little zipped patchwork bags.

Be it trading crafts, clothing or groceries: The Zambians know about markets. They can be found everywhere, from the smallest village to the big city, with their layout often being quite simple. Some crooked wooden poles, nailed together, might even do, especially in the rural areas. There is no glamour around these sales stalls, they rather demonstrate that poverty remains a big issue in Zambia. Those who go shopping at the markets haven't yet reached the middle class and might even never get there. To leave this makeshift trading behind and increase the density of shopping malls in the capital Lusaka is therefore considered as a sign of progress among the achievers – as a sign of economic upturn.

Frankfurt am Main, january 2015

*Das Wachstum hat seinen Preis.
Stoßstange an Stoßstange
wird er bezahlt.*

Verkehr ohne Ende

Eine Autofahrt in Lusaka will wohl geplant sein, denn die Wahrscheinlichkeit Stoßstange an Stoßstange über längere Zeit mit anderen Autofahrern im Stau zu stehen, ist in Lusaka in den letzten 10 Jahren sogar noch deutlich mehr gewachsen als die wirtschaftliche Leistung des Landes. Vorbei sind die Zeiten, in denen der Autobesitz hauptsächlich der Oberschicht, einer kleinen Mittelschicht oder den Expatriates, den Vertretern ausländischer Organisationen, vorbehalten war.

Importe von günstigen Gebrauchtwagen haben auch die Menschen aus der unteren Mittelschicht erreicht. Angestellte in Geschäften, selbst Security Guards besitzen nun ein Auto, wie ihre Arbeitgeber mitunter erstaunt feststellen. Für viele wird der Erstwagen ein Toyota sein, der als besonders attraktiv in puncto Anschaffungskosten, aber als teuer in der Wartung gilt. Wer es sich leisten kann, fährt allerdings einen geländegängigen SUV, der angesichts der immer noch zahlreichen ungeteerten Nebenstraßen mit tiefen Schlaglöchern die weitaus angenehmere Alternative darstellt.

Doch ob Toyota oder SUV, auf der Straße herrscht tatsächlich Demokratie und von den vielen Staus sind alle gleichermaßen betroffen. Auch die Shortcuts, die Abkürzungen zwischen den bekannten Nadelöhren, sind oftmals keine Shortcuts mehr, weil zu viele Autofahrer sie nutzen.

Zu allen Tageszeiten, aber vornehmlich in der Rush-Hour kann eine Autofahrt so zu einem zeitlich völlig unkalkulier-

baren Unterfangen werden. Neu hinzugekommene Umgehungsstraßen erleichtern zwar die Fahrt in andere Städte, doch die Fahrt ins Zentrum von Lusaka vollzieht sich praktisch auf denselben Straßen wie schon vor 10 Jahren. Zudem haben neu errichtete Gewerbeimmobilien wie die Levy Shopping Mall in der Nähe des Intercity Busbahnhofs das Verkehrsaufkommen noch erhöht.

Da hilft es nur bedingt, dass einige Unternehmen, wie z.B. Banken, ihre Zentralen aus der City verlagert und draußen vor der Stadt gebaut haben. In der ehemaligen Hauptverkehrsstraße Cairo Road brauchen Autofahrer jede Menge Geduld und Geschick beim Manövrieren durch zahllose Engpässe und an geparkten Autos vorbei. Wer in Lusaka beim Autofahren seinen Weg findet, wird auch an Orten europäischer Verkehrsanarchie wie in Rom oder Paris zurechtkommen.

Umgekehrt gibt es in Lusaka doch gewisse Verkehrshindernisse, die Europäer erst einmal falsch einordnen und von den Einheimischen erklärt bekommen müssen. So konnte ich an Weihnachten, genauer gesagt mittags am Christmas Day, auf der Great Eastern Road stadtauswärts einen größeren Stau infolge einer Verkehrskontrolle beobachten. Wir waren nicht betroffen, weil wir in die entgegengesetzte Richtung fuhren, aber ich fragte mich, warum diese Polizisten so eine Kontrolle ausgerechnet an Weihnachten machen müssen und nicht frei bekommen wie andere Leute. Doch meine Begleiter haben mir schnell gesagt, wo der Hase läuft: Dass hier keine Polizisten im Überstunden-Einsatz unterwegs seien, sondern dass sich die Polizisten zusammengetan hätten, um ihr Salär durch den Geldregen aus einer Verkehrskontrolle aufzubessern.

Wer sein Auto nicht 100% in Schuss habe, müsse schnell eine Entscheidung treffen zwischen zwei Möglichkeiten:

Entweder als guter Staatsbürger die Ordnungswidrigkeit feststellen lassen und das Bußgeld an einem anderen Tag bei der Stadtverwaltung bezahlen oder schon mal einen Geldschein vorbereiten und günstiger davonkommen.

Wenn im zweiten Fall der Wagen schließlich an den Vertreter der Ordnungsmacht heranrollt, wünscht man diesem Frohe Weihnachten und reicht den Schein weiter.



Sei es illegal oder nicht, sich an korrupte Amtsträger und ihre Winkelzüge anzupassen, macht das Leben für die Menschen in Sambia kurzfristig leichter. Laut Transparency International sind viele Bereiche der Gesellschaft von Korruption betroffen, doch auch hier gibt es Ausreißer nach oben. So gaben 92% der Befragten beim Global Corruption Barometer 2013 an, Polizeiangehörige als korrupt bis extrem korrupt einzuschätzen. Als gängige Korruptionspraktiken erwähnt der Bericht beispielsweise das Herauslocken von Bestechungsgeldern bei Straßensperren.

Wegelagerei gab es in Europa in früheren Jahrhunderten auch, und selbst die Erhebung von Mautgebühren wird heutzutage von etlichen Autofahrern immer wieder als solche empfunden. Wie hätten sie wohl die Verkehrskontrolle an der Great Eastern Road kommentiert?

Frankfurt am Main, Januar 2015

*Growth has its price.
It gets paid bumper to bumper.*

Endless traffic

A drive through Lusaka needs to be well planned since the odds of standing bumper to bumper in a traffic jam have increased even more than the economic performance of the country in the last 10 years. Gone by are those days when car ownership was a privilege primarily left to the upper class, a small portion of the middle class, or to the expats, the representatives of foreign organizations.

Imports of cheap second-hand-cars have also reached people from the lower middle class. Shop employees and even security guards now own a car as their employers occasionally notice with surprise. For many of them, the first car will be a Toyota, which is seen as especially attractive with regards to purchase costs, but expensive in maintenance. Those however, who can afford it drive off-road vehicles, which clearly represent a more comfortable alternative considering untarred side-roads with deep pot-holes still being numerous.

Mind you, be it a Toyota or a four-wheel drive vehicle, democracy actually reigns on the roads and everybody gets equally affected by the many traffic jams. Even the shortcuts often are no shortcuts anymore, because they are being used by too many drivers.

At any time of day, but especially during rush hour, a drive can thus turn out to be a totally incalculable endeavor as to how much time it'll take. Newly constructed bypasses help to make driving to other cities easier, but the drive into the centre of Lusaka is practically carried out on the same old roads the way they were 10 years ago. Besides, newly set up commercial properties like the Levy Shopping Mall close to the Intercity Bus Station have further increased traffic there.

The fact that some companies like banks for example have moved their headquarters out of the city centre and set up new buildings at the outskirts provides only partial relief. In the former main thoroughfare Cairo Road car drivers need any amount of patience and skillfulness in order to navigate through countless narrow passes and along parked cars. Those who manage driving in Lusaka will also cope in places of European traffic anarchy like Rome or Paris.

Looking the other way around one will however find certain obstacles in traffic, which Europeans will initially misjudge and need to get enlightened about by residents. Here's an example: during Christmas time, to be more exact at midday on Christmas Day, I was watching quite a big traffic jam occurring on Great Eastern Road leading out of town due to some road block. As we were driving in the opposite direction we were not affected, but I was asking myself, why these police officers had to carry out such a control exactly on Christmas Day and why they had not been given the day off like other people. But my companions soon told me which way the wind was blowing: That there were no police

officers on the road due to overtime, but that they had teamed up to improve their salary through means of a bonanza from the road block.

Those who didn't have their car in good shape would have to be quick in making a decision between these two options: Either be a good citizen, have the infringement of regulations be assessed and pay the fine some other day at the city council or have a note ready on the spot to get away with less expense. When – in the second case – the car finally moves towards the representative of law and order one says “Merry Christmas” and hands over the note.

Be it illegal or not, to go along with corrupt office-bearers and their dodges makes life easier for people in Zambia in the short run. According to Transparency International many areas of society are affected by corruption with some of them being more striking than others. In fact 92% of respondents in the Global Corruption Barometer 2014 declared that they thought members of police to be corrupt or extremely corrupt. The report mentions extorting bribes at road blocks as one example of common corruption practices.

Waylaying has already existed in Europe many centuries ago, and time after time the charging of a car toll nowadays is regarded as much the same by a number of drivers. How might they have commented on the road block at Great Eastern Road?

Frankfurt am Main, january 2015

*Was, wenn die Veränderungen zu viel werden?
Menschen grenzen sich ab.*

Mzungu

Mzungu. Das bin ich, die Weiße. Mzungus werden in Sambia die Weißen genannt. Ich kenne dieses Wort seit meinem ersten Sambia-Besuch vor 10 Jahren und war nie in Gefahr, es wieder zu vergessen. Mzungu zu sein, war schon immer Privileg und Last zugleich.

Mzungus kommen in der Regel aus Europa oder Amerika. Dort, wo sie sich bewegen, gibt es Strom und fließendes Wasser. Für die Mehrheit der Menschen in Sambia ist das aber noch immer nicht selbstverständlich. Auch nach 10 Jahren ununterbrochenen Wachstums.

Für alle Händler und sonstigen Dienstleister sind Mzungus schon aus der Ferne zu erkennen. Natürlich kostet eine Taxifahrt für Mzungus um einiges mehr als für Sambier, es sei denn es wird hart verhandelt. Mit meinem „don't charge me a Mzungu price“, habe ich mein Gegenüber früher oft überrascht. Das Wissen um das Wort hat manchmal gereicht, die andere Seite für einen fairen Preis zu öffnen.

Ende des Jahres 2014 hat sich auf beiden Seiten einiges geändert. Ich selbst bin weniger kämpferisch geworden. Und anscheinend wissen nun die meisten Sambierinnen und Sambier, dass die Weißen das M-Wort durchaus kennen.

Zweimal habe ich auf der letzten Reise erlebt, dass ein Sambier mich gemustert, demonstrativ Mzungu gesagt und mit einer anderen Person über mich gesprochen hat. Den Wortlaut konnte ich nicht verstehen, aber die Situation war mir unangenehm.

Ich konnte spüren, dass mir diese Leute nicht wohlgesonnen waren. Eine Art Feindseligkeit, die ich von früheren Besuchen nicht kenne – einschließlich der Reise im Februar 2014. Anders als die sonstigen Begegnungen mit Sambiern, die einen fragen, wo man herkommt, und bei „Germany“ sofort in Fussballbegeisterung ausbrechen.

Sehr spontan reagierte ich schließlich beim 2. Vorfall. „I’m not just a Mzungu. I also have a name“. Ohne lange zu überlegen, sprach ich die Männer an. Sie waren überrascht. Kurze Stille, dann fragte der Eine: „And what’s your name?“ Ich nannte ihm meinen Namen, er wiederholte ihn, und dann schien das Eis gebrochen zu sein. Schwarz, weiß oder welche Hautfarbe auch immer trat wieder in den Hintergrund.

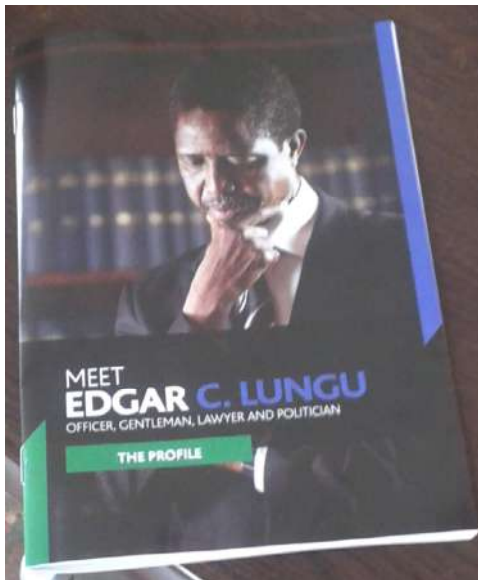
Im Kleinen war das möglich an diesem Montag kurz vor Weihnachten, am Rande des pulsierenden Intercity Busbahnhofs. Doch allgemein hat sich die Stimmung gegenüber Weißen seit dem Tod von Präsident Michael Sata Ende Oktober relativ abrupt gewandelt. Als der bisherige Vizepräsident Dr. Guy Scott daraufhin übergangsweise das Präsidentenamt übernahm, meldeten sich rasch die ersten Stimmen zu Wort, die einen Rückfall in die koloniale Vergangenheit befürchteten.

Eine gute Freundin von mir, eine vergleichsweise hellhäutige Sambierin, hat dies am Unmittelbarsten in ihrer Laufgruppe erlebt. Seit etlichen Jahren trifft sie sich sechsmal in der Woche um 4.30 Uhr morgens mit ihren Leuten. Sechs bis sieben Kilometer lang ist die Standardstrecke, die alle im Schwitzen vereint.

Gut drei Wochen nach Mr. Satas Tod ist sie zum ersten Mal morgens länger im Bett geblieben. Für die Pause gab es einige praktische Gründe. Doch bei tieferem Nachsinnen kam die Freundin zu dem Schluss, dass es doch die Diskussion mit

der einen Laufgefährtin war, die sie seither von der Gruppe fernhält.

Die Frau klagte darüber, wie unerträglich es sei, dass nun ein Weißer Präsident in Sambia sei. Auf den Einwand, dass der bisherige Vize das Land nur bis zu den Neuwahlen führen würde, reagierte sie nicht, sondern prangerte das Unrecht an, dass vor der Unabhängigkeit von den Weißen begangen worden sei. Auch „coloured people“ wie meine Freundin waren für sie die falschen Sambier. Für sie lag eine gute und verheißungsvolle Zukunft allein im Wahlsieg der regierenden Partei „Patriotic Front“ und ihres Spitzenkandidaten Edgar C. Lungu.



Lungu war Verteidigungs- und Justizminister im Kabinett von Michael Sata. Als der Präsident nach London flog, um sich dort behandeln zu lassen, setzte er Lungu als amtierenden Präsidenten ein. Für einige wenige Tage stand er an der Spit-

ze des Landes. Auch am Independence Day, als Sambia 50 Jahre Unabhängigkeit feierte.

Nach dem raschen Tod von Michael Sata sah sich Lungu als natürlichen Nachfolger des Verstorbenen. Doch der bisherige Vize-Präsident Guy Scott und seine Gefolgsleute in der Regierungspartei beriefen sich auf die Regelungen in der Verfassung. Somit bekam Sambia als erstes afrikanisches Land nach der Apartheid einen Mzungu als Präsidenten, der das Land innerhalb von drei Monaten zu den Neuwahlen führen sollte. Aber selbst die Aussicht auf diese zeitliche Begrenzung erschien vielen Sambiern als nicht akzeptabel.

Parallel zu der wachsenden Ablehnung gegenüber Scott mehrten sich die Stimmen derer, die in Edgar Lungu „den Auserwählten“, „den Geweihten“ sehen. Religiöse Vokabeln werden hier benutzt. Aber in Sambia lebt die Religion nicht nur auf dem Papier, rund 50% der Bevölkerung gehören einer christlichen Kirche an, und dies ist fast immer auch mit einer tiefen Frömmigkeit verbunden.

Mitte Dezember erregte der jetzige PF-Spitzenkandidat Lungu Aufsehen mit einer Wochenend-Reise nach Zimbabwe. Dort ist er mit Präsident Robert Mugabe zusammengetroffen. Über den Inhalt der Gespräche ist wenig bekannt geworden. Doch fest steht: Ein Freund von Mzungus ist Robert Mugabe bekanntlich nicht. Und die Entscheidungen seines Wahlvolkes hat er in den Jahrzehnten seiner Regentschaft mehrfach bis über die Schmerzensgrenze hinaus beeinflusst bzw. übergangen.

Viele Wähler in Sambia sind über die Reise Lungus zu Mugabe informiert. Ich habe einige von ihnen darüber sprechen gehört. Sie reagierten verhalten. Gottvertrauen trägt die Menschen, sei es in Zeiten von Dürre und wirtschaftlicher Not oder auch während eines Wahlkampfes. Ob nun der

eine oder der andere Kandidat gewinnt, Gott wird seine Wege finden. Eine verbreitete Sichtweise.

Andere Leute sind leidenschaftliche Anhänger des einen oder anderen Kandidaten. In der Südprowinz, der Hochburg des UPND-Kandiaten Hakainde Hichilema, habe ich seine Fans auf Pick-Ups stehend durch die Orte fahren sehen. In Lusaka traten im Dezember vor allem die Anhänger von Edgar Lungu in Erscheinung. Männer, die aus den Fenstern von Minibussen heraushängen, die bis auf den allerletzten Platz gefüllt sind. Die Hand zur Faust geballt – dem Symbol der Regierungspartei PF.

Diese Männer in den Minibussen und bei den Wahlkampfveranstaltungen zählen meistens nicht zu den Gewinnern des Wachstums in Sambia. Dafür gibt es viele Gründe, die über den alten Konflikt zwischen schwarz und weiß weit hinausgehen.

Frankfurt am Main, Januar 2015

*Imagine changes becoming too intense.
People distance themselves.*

Mzungu

Mzungu. That's me, the white woman. In Zambia the white people are called Mzungus. I've known this word since my first visit to Zambia ten years ago, and I've never even been close to forgetting it. To be a Mzungu has always been both a privilege and a burden.

Mzungus generally come from Europe or America. Where

they get to, there is electricity and running water. For the majority of Zambians however this is still nothing to be taken for granted. Even after 10 years of continuous growth.

For all people in trading and other services Mzungus are easy to spot from a distance. Naturally a taxi ride is considerably more expensive for a Mzungu than it is for a Zambian person unless there is tough bargaining. “Don’t charge me a Mzungu price”. That phrase did surprise my vis-à-vis rather often in the earlier days. Knowing about that word sometimes was enough to open up the other person to a fair rate.

At the end of 2014 there have been considerable changes on both sides. Me, I’ve become less inclined to arguing. And obviously most Zambians have meanwhile come to realize that the white people do know about the M-word.

It happened twice during my last visit that a Zambian would examine me ostentatiously saying „Mzungu“ and start talking about me to another person. I wasn’t able to fathom the wording, but I didn’t feel comfortable in the situations. I could feel that these people were no well-wishers. It was some kind of hostility which I hadn’t come across during my previous visits – including the journey in February 2014. It was different to the other encounters with Zambians, where one is asked “where do you come from?” and people become soccer-excited upon mentioning of Germany.

Thus it became a very spontaneous reaction during the second incident. “I’m not just a Mzungu. I also have a name”. Without further thinking I did address these men. They were surprised about it. A brief silence, followed by the one man’s question: “And what’s your name?” I told him my first name, he repeated it and then we seemed to be on friendly terms. Black, white or whatever colour moved to the background again.

On a small scale this was possible to happen just outside the Intercity bus station on that Monday shortly before Christmas. The general attitude towards white people however had changed rather abruptly following the death of President Michael Sata at the end of October. When the previous vice-president Dr. Guy Scott consequently became acting President, voices soon were rising expressing concerns about a relapse into the colonial past.

A good friend of mine, a woman with fairly light skin, experienced that development most directly in her runners' group. For quite a few years she has been meeting up with her running mates six times a week at 4.30 am. The standard track has them all sweating for six to seven kilometres.

Roughly three weeks after Mr. Sata's death my friend had a lie-in for the first time in a long time. There were several practical reasons for that break. Upon deeper reflection however she did conclude that it was in fact the arguing with the one running mate who has kept her away from the group.

The woman complained how unbearable it was that Zambia was now being ruled by a white person. She didn't respond to the objection that the former vice-president would only bridge the gap until the upcoming general elections. Instead she grumbled about the injustices having been committed by white people before independence. Even coloured people like my friend were the wrong Zambians to her. Her hopes for a good and promising future were solely tied to the governing party „Patriotic Front“ and their leading candidate Edgar L. Lungu winning in the upcoming elections.

Lungu had the position of minister of justice and defence in Michael Sata's cabinet. When the president flew to London to get treatment there, he installed Lungu as Acting Presi-

dent. For just a few days he stood at the top of the Republic of Zambia including Independence Day, when Zambia celebrated 50 years of independence.

After the sudden death of Michael Sata, Lungu saw himself as natural successor of the deceased. Yet according to the constitution Guy Scott, the previous Vice-President, was given the mandate. Thus Zambia, as first country in Sub-Saharan Africa, ended up with a Mzungu President – if only temporarily as interim president until the bye-elections within three months. But even the prospect of a limited term of office seemed unacceptable to many Zambians.

Parallel to the growing disapproval of Scott more and more people were seeing Edgar Lungu as the „Chosen One“, the „Anointed One“. Religious terms were being used here. Yet in Zambia religion isn't just pure theory, around 50% of the population are members of a Christian church. And this is most often combined with deeply rooted piety.

In mid-December the PF front-runner Lungu attracted attention during a week-end-trip to Zimbabwe, where he met up with President Robert Mugabe. Little light was shed on the subject matter of their talks. Still one thing's for certain: Robert Mugabe is not known to be Mzungu-friendly. And over the decades of his presidency he has repeatedly influenced and disregarded the decisions of his electorate – beyond the threshold of pain.

Many voters in Zambia do have information about Lungu's journey to Mugabe. I have heard some of them talk about it. Their reactions were reserved. People are held up by their faith in god, be it in times of draught and economic plight or even during an election campaign. Whether one or the other candidate wins – God will find his ways. A common view around here.

Other people passionately support one candidate over the other. In the Southern Province, the stronghold of UPND leading candidate Hakainde Hichilema, I have seen his supporters standing on pick-ups and driving through the villages.

In Lusaka it is mainly Edgar Lungu adherents who make themselves seen and felt. Men hanging out of the windows of mini busses, which are filled up to the very last seat. Hands tied up in a fist – the ruling party's symbol.

These men in the mini busses, and those attending the rallies, mostly don't belong to the ones benefitting from the growth in Zambia. This has many reasons, which go far beyond the traditional conflict between black and white.

Frankfurt am Main, January 2015

*Kinder brauchen Schutz und eine Zukunft.
Waisenkinder in besonderem Maße.*

Von Waisenkindern adoptiert

Als ich das Zimmer betrat, standen sie fast alle vorne in ihren Bettchen, hielten sich an den hölzernen Gitterstäben fest und schauten mich erwartungsvoll an. Zwölf kleine Waisenkinder im Alter von etwa 10 - 14 Monaten. „Toddler“ wird so ein Kleinkind im Englischen genannt. Das ist ein richtig lautmalerischer Begriff, denn er bezeichnet die Kleinen, die bei der gerade erlernten Kunst des Laufens noch hin- und herwackeln.



Im „House of Moses“ gibt es zwei Gruppen, die Toddlers und die Säuglinge. Gestern am Christmas Day war ich für eine Stunde bei den Säuglingen und bekam Anita anvertraut. Es war kurz nach 10 Uhr und einige Babies wurden mit Brei gefüttert – eine Menge Arbeit für die zwei bis drei Kinderpflegerinnen. Auch ich erhielt eine Schale mit Brei und ein

Lätzchen für Anita. Ich vermutete, dass wir zwei nun vermutlich eine größere Schweinerei produzieren würden, doch Baby Anita überraschte mich mit sagenhafter Präzision beim Essen. Eine kleine Portion nach der anderen verschwand in ihrem Babymund, bis ich schließlich ihr nachlassendes Interesse erkennen konnte. Auch danach empfand ich sie als ausgesprochen pflegeleicht. Gehalten und gewärmt zu werden, mit nur wenigen Schaukelbewegungen hier und da, schien ihr zu genügen.

Das gab mir die Möglichkeit, mich mit einer der „Caretakers“ zu unterhalten. Die Pflegerin berichtete von der Aufteilung der Arbeit in Tages- und Nachtschicht und bestätigte meine Vermutung, dass es in der Nachtschicht im Grunde keine Zeit zum Ruhen gibt, da sich immer ein anderer der Säuglinge mit einem Anliegen meldet. Und dass man diese anstrengende und fordernde Arbeit nicht allein um des gezahlten Geldes willen machen könne, sondern dass man Liebe zu den Kindern bräuchte, das hat mir diese Pflegerin sehr leidenschaftlich vermittelt.

Als ich die Frau am Tag darauf wieder sah, war ihr Blick ein wenig verhalten. Ich hatte einen ungünstigen Zeitpunkt erwischt, denn die meisten Babies schliefen gerade. So wechselte ich in das Erdgeschoss zu den Toddlers, wo ich bereits 10 Monate zuvor mit meinem 21-jährigen Neffen gewesen war und eine Ahnung davon bekommen hatte, wie willkommen Besucherinnen wie ich sowohl bei den Pflegerinnen als auch bei den Kindern sind. Auch an diesem Freitag schienen sie dringend danach zu verlangen, auf den großen Spielteppich in die Mitte geholt zu werden, doch die Reinigung des Bodens hatte noch Vorrang. Ich musste mich gedulden, und die Kleinen auch.

Als die Bahn dann frei war, fiel es mir nicht leicht, eine Entscheidung zu treffen. Wen sollte ich auswählen und zu mir holen, bei so vielen interessierten oder gar sehnsüchtigen Blicken? Doch die Aufmerksamkeit der Kleinen für ihre Besucherin hielt ohnehin nicht lange an, denn schon kam die nächste Ablenkung in Form von Erdnuss-Flips. Auch ich bekam eine dieser kleinen Tüten für meinen Schützling Grace, die inzwischen auf meinem ausgestreckten Bein saß. Im Gegensatz zu mir machte sie sich weder über die überall einsetzende Krümelei noch über den Nährwert der Flips Gedanken. Schön langsam aß sie eine Nascherei nach der anderen.

Die verträumte Zeit mit Grace hatte allerdings bald ein Ende. Auch die anderen Kinder wurden von den Pflegerinnen aus ihren Betten gehoben, wobei es hier etwas robuster zuging als bei den Säuglingen. Ich zuckte, als ich sah, dass eine Frau die Kleinkinder jeweils nur an einem Arm aus dem Bett hob.

Nach einiger Zeit kam noch eine vierte Person in unseren Raum, eine besonders junge Pflegerin. Wie sie mir später erzählte, übt sie ihren Beruf erst seit drei Jahren aus und wohnt noch zu Hause bei den Eltern. Sie war es, die zusätzlich zu den Plastikautos, die ihre Kolleginnen den Kindern hingestellt hatten, noch andere, kuscheligere Spielsachen hervorzauberte. Als sie anfang, in die Hände zu klatschen und den Toddlers ein paar rhythmische Worte vorzusagen, bekam ich zum ersten Mal eine Ahnung davon, was wohl mit „Training“ gemeint sein könnte, das auf dem Tagesplan an der Wand stand.

Grace musste meine Aufmerksamkeit inzwischen teilen bzw. mein zweiter Oberschenkel war nun von einem weiteren Kind besetzt, das sich direkte Nähe wünschte. Und das war noch nicht der Höhepunkt der Belagerung. Als schließlich eines der kleinen Wesen neben mir zu weinen begann, war

die Zeit reif für Schützling Nr. 3. Irgendwie klappte es und der Platz reichte aus. Entgegen sonstiger Erfahrungen konnte ich auf dem Boden auch gut sitzen, keine einschlafenden Füße oder Beine, und die Kleinen waren alles in allem wiederum sehr genügsam. Nähe hieß das Zauberwort.

Eine der kleinen Ladies war ein bisschen quirkliger als die anderen, drehte und schlängelte sich auf meinem Bein und sah mich mit einer Intensität an, als wollte sie mich hypnotisieren oder als sollte ich sie niemals mehr vergessen. Wie könnte ich sie auch so schnell vergessen, bei diesem Namen: „Blessing“ bedeutet ja Segen. Und außerdem sind diese schwarzen Waisenkinder so unglaublich süß, allesamt, sogar noch süßer als deutsche Säuglinge und Kleinkinder. Nicht dass ich auch nur ein einziges Bild von Anita, Grace, Blessing oder den anderen Kids hätte machen können. Fotos jeglicher Art sind leider verboten – zum Schutz der Kinder.



Blessing hatte mich auf ihre Art als Nanny oder Mum adoptiert. Umgekehrt ist das nicht so einfach in Sambia. Fremde, die nicht im Lande wohnen, kommen für eine Adoption nicht in Frage, zumindest nach dem Wortlaut der Sozialgesetze.

Ob sich die staatlichen Sozialarbeiter, die alle privaten Waisenhäuser kontrollieren und auch für die Administration von Adoptionen zuständig sind, im stillen Kämmerlein zu einem Deal überreden ließen, möchte ich gar nicht erst ausprobieren. Und da ich weder Madonna noch Angelina Jolie bin, liegt die Anzahl meiner Kinder auch nach dieser Reise weiterhin bei null.

Doch das House of Moses wird mir tief in Erinnerung bleiben. Wenn ich nach Lusaka zurückkomme, wird mich mein Weg auch dorthin führen.

Frankfurt am Main, Januar 2015

*Children need protection and a future.
None more so than orphans.*

Adopted by orphans

When I entered the room, they were all standing at the very front of their cots, holding fast onto the bars, expectantly looking at me. Twelve small orphans at the age of around 10 - 14 months: Toddlers. For me it's a truly onomatopoeic expression, naming the small ones still tottering to and fro while practising the newly acquired skill of walking.

At the „House of Moses“ one can find two groups, the toddlers and the babies. On Christmas Day I paid a visit to the babies for one hour, during which Anita was entrusted to me. It was shortly after 10 o'clock and some babies were being fed with porridge – a lot of work for the two to three care-takers. I was also given a bowl of porridge and a bib for Anita. I took it for granted that the two of us would make quite a mess. Mind you, Anita did surprise me with marvelous precision while eating. One little portion after the other disappeared in her baby mouth, until I finally was able to notice her waning interest. Even later on I felt that she was low maintenance. To be held and warmed, with just a few rocking motions every now and then, seemed to satisfy her.

Thus I was given the chance to talk to one of the caretakers. The woman told me how the work was divided into day and night shifts and did confirm my assumption that there would be no time for resting during the night shift, as one baby after the other would make itself be noticed with a concern. She also pointed out to me in quite a passionate manner that one couldn't do this demanding type of work just for the sake of the money paid, but that it would also need love for the children.

When I saw the caretaker one day later, her look seemed a bit reserved. I had obviously come at an inconvenient time, since most babies were just asleep. Thus I moved on to the toddlers on the ground floor, where I had already been 10 months before with my 21-year-old nephew and had been getting an idea of how welcome visitors like me are both to the caretakers and to the kids. On that Friday, too, they seemed very eager to be brought to the big carpet in the middle of the room, but cleaning the floor was still taking priority. I had to be patient, and so did the small ones.

When the ground was finally cleared, it wasn't easy for me

to take a decision. Whom should I choose, considering the many interested or even longing looks? Mind you, the toddlers' attention for their visitor didn't hold up for long anyway, seeing that there was a new distraction in the form of peanut puffs. Me, I was also given a little bag for my fosterling Grace who meanwhile sat on my stretched out leg. In contrast to me she neither ruminated on the mess of crumbs now found everywhere nor on the nutritious value of the peanut puffs. In a carefully slow manner she ate one treat after the other.

The dreamy interlude with Grace however soon came to an end. The other toddlers were also taken out of their cots by the care-takers with things actually being a bit rougher than in the babies' room. I was jerking when I saw one of the women holding the babies just on one arm while taking them out.

After a while a fourth person also came into the room, an especially young caretaker. As she later told me, she was only pursuing her profession for three years and still lived at home with her parents. She was the one who conjured forth other and more cuddly toys in addition to the plastic cars provided to the kids by her colleagues earlier on. When she started clapping her hands, reciting some rhythmic words to the toddlers, I started having a clue what could be meant by "training", which was written on the day's schedule on the wall.

Grace meanwhile had to share my attention or, more specifically, my second thigh now was occupied by another child wishing for direct closeness. And that wasn't even the climax of the siege. When one of the little creatures finally started crying next to me, time had come for fosterling no. 3. Somehow it worked, and there was just about enough room. In contrast to other experiences I was able to sit easily on the

floor, no obdormition in feet or legs, and the small ones were again on the whole very undemanding. Closeness was the magic word.

One of the small ladies was a bit livelier than the others, turning and wriggling on my leg and looking at me in such an intense way as if she wanted to hypnotize me or as if I should never ever forget her. How could I forget her anyway considering her name: Blessing. Besides, these black orphans are incredibly cute, all of them, even cuter than German babies and toddlers. Not that I was able to take a single photo of Anita, Grace, Blessing and the other Kids. Unfortunately any kind of taking photos is forbidden – for the sake of the children’s safety.

In her own way Blessing had adopted me as her nanny or mum. The other way round this is not so easy in Zambia. Foreigners being no residents are not eligible for adoption, at least according to the letter of social legislation.

I wouldn’t even want to try and find out whether the local government social workers supervising all private orphanages and being in charge of adoptions could be talked into a deal in private. Mind you, being neither Madonna nor Angelina Jolie, the number of “my” children still amounts to zero at the end of this journey.

The House of Moses, however, will be deeply imprinted into my memory. When I return to Lusaka, my journey will also take me back there.

Frankfurt am Main, january 2015

Nachwort/Postscript

Es braucht nicht nur Kreativität, sondern am Ende jede Menge Geduld und Sorgfalt, um ein Buch fertig zu stellen und auf seine Reise zu den Leserinnen und Lesern zu schicken. Diese Lektion lerne ich gerade.

Und dennoch wäre ich erst gar nicht so weit gekommen ohne die Unterstützung zahlreicher Menschen, die meine Fragen beantwortet und mir von sich und dem Leben in Sambia erzählt haben. Mein besonderer Dank geht an Wendy und Thomas.

Darüber hinaus möchte ich mich bei allen bedanken, die mich ermutigt haben, meine Geschichten nach außen zu tragen, vor allem bei dem Autor Ralf Hillmann, einem guten Freund von mir. Meine Übersetzungen ins Englische hat Ulrike Schrettenbrunner mit ihrem feinen Sprachgefühl unterstützt und verfeinert.

It does not take creativity alone, but any amount of patience and diligence to complete a book and finally send it out on the journey to its readers. I'm just about to learn this lesson.

And still, I would not have gotten that far without the support of a large number of people who have answered my questions and told me about themselves and life in Zambia. I'm especially indebted to Wendy and Thomas.

Furthermore I would like to thank all the people who have encouraged me to take these stories to a public circle, especially my friend Ralf Hillmann, an author himself. Ulrike Schrettenbrunner is the one who with her fine sense of language has accompanied my translations into English.

